Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

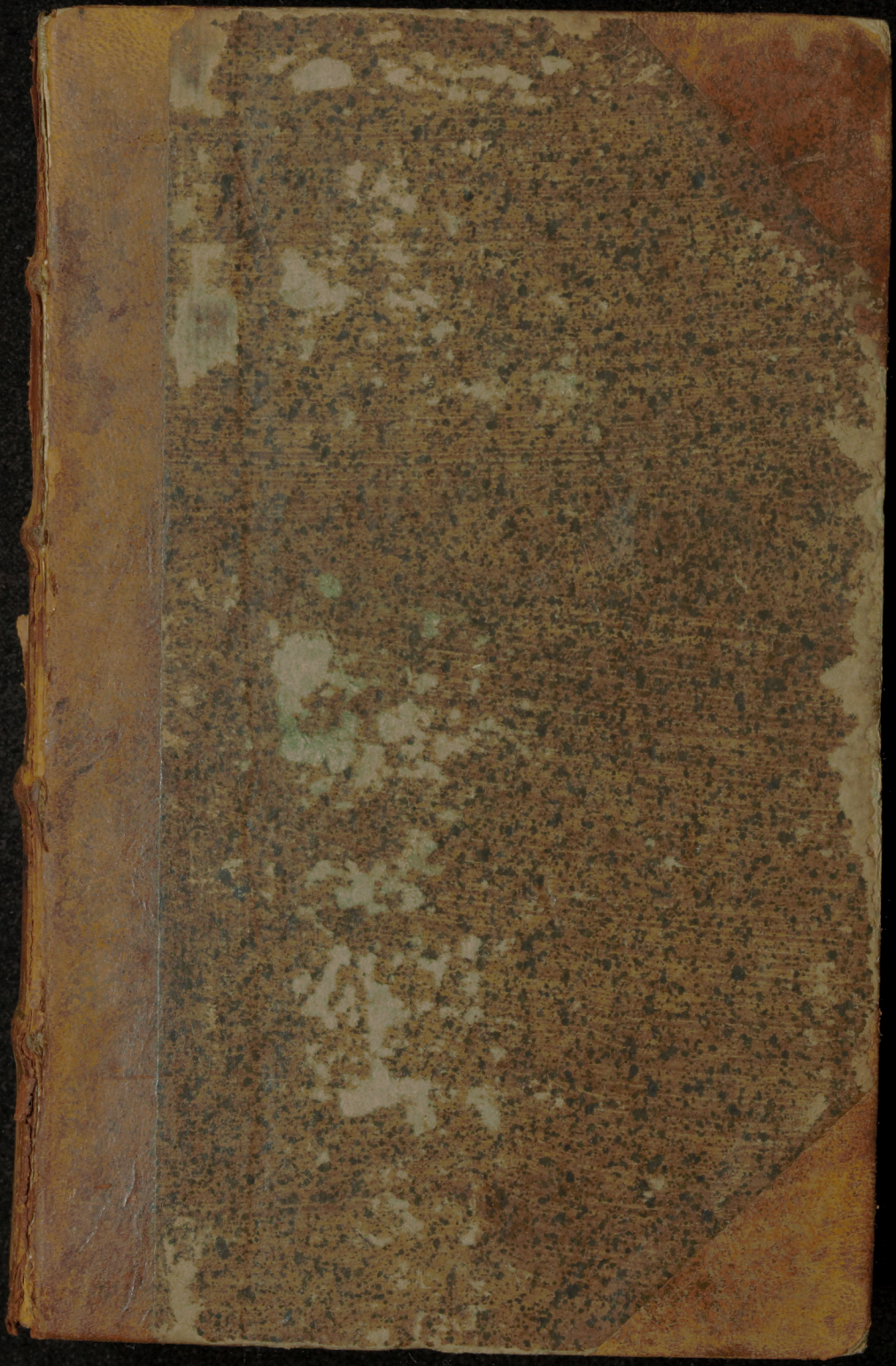
Vermischte Beyträge zur Philosophie und den schönen Wissenschaften

1.1762,2

1762

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1026173248

Band (Zeitschrift) Freier Zugang



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1026173248/phys_0001
DFG

Ab-8625.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1026173248/phys_0002
DFG



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de
/rosdok/ppn1026173248/phys_0003
DFG

Vermischte Beyträge
zur Philosophie
und den
schönen Wissenschaften.



Ersten Bandes, zweytes Stück.

Breslau,
in Verlag Johann Jacob Korns. 1762.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1026173248/phys_0005
DFG

Ex Bibliotheca Academiae Rostochiensis

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1026173248/phys_0006
DFG

Inhalt.

I.

Von der Zärtlichkeit in der Freundschaft. S. 177

Kritik über diesen Versuch. = = 186

II.

Von dem Klima, und dessen Einfluß in den menschlichen Verstand. = = = 193

III.

Fortsetzung des Versuchs über die Poesie und die Dichter. = = = 225

IV.

Von der Philosophie und den Philosophen. 242

V.

Epikurs Begriff von der Wollust. = 267

VI.

Versuch über die anmuthigen Schriften: worinn ihr Werth bestehet. = = = 282

VII.

Vom Geschmack, ein philosophisches Gespräch. S. 311

VIII.

Von der Beschaffenheit, Bestimmung und dem Werth der Romane, imgleichen dem Vergnügen, welches das Lesen derselben verschaffet. 322

IX.

Tithon, oder der Ueberdruß. = = 342

X.

Endymion, oder der Liebling. = = 343

XI.

Einleitung zu der Kunst, groß zu werden. 344



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1026173248/phys_0008
DFG

I.

Von der Zärtlichkeit in der Freundschaft.

Die Empfindungen und die aus denselben entsprungene Handlungen, welche die Größe unserer Seele bestimmen, sind von den meisten mehr bewundert, als genau untersucht worden. Man ist zufrieden, wenn man nur das Vergnügen, welches uns seltne Eigenschaften verursachen, genossen hat; man glaubt, es wäre allzumühsam, man fürchtet sich, daß man dasselbe aus seiner Seele verdrängen würde, wenn man die Quellen desselben aufsuchen wollte. Wie viele haben der Freundschaft Lobreden gehalten, ohne einen einzigen aufgeklärten Begriff von den wesentlichen Bestimmungen derselben anzubringen! Sie gerathen in eine Entzückung, wenn sie von diesem erhabnen Gegenstande sprechen; allein eine lebhafte und fruchtbare Einbildungskraft ist oft mehr der Grund ihrer starken Gemälde, als eine forschende Vernunft mit der Empfindung verknüpft. Wie leicht ist der Enthusiasmus der Einbildungskraft mit der Begeisterung, die aus unmittelbaren Empfindungen entspringt, zu verwechseln!

Mein Freund hat mich auf alles aufmerksam gemacht, welches auf die wahre Freundschaft einen Einfluß hat. Seine Gesellschaft hat meine Seele zu höhern Neigungen bestimmt, und seine Unterredungen haben mir oft in einer Stunde mehr entdecket, als die Gespräche eines dogmatischen Kopfes in vielen Monaten. Eine gewisse Eigenschaft, welche ihn so stark von allen denjenigen Personen, die ich jemals kennen gelernet, unterscheidet, hat bald nach dem glücklichen Zeitpunkte unserer Vereinigung die ganze Seele beschäfftiget. Ich habe es für eine meiner wichtigen Pflichten gehalten, in den ruhigen Stunden Betrachtungen darüber anzustellen, daraus der gegenwärtige Versuch entstanden ist. Er betrifft eine Eigenschaft, welche ich sowohl nach meinen Empfindungen, als erlangten Einsichten, für die wesentliche der Freundschaft halte. Ich überlasse es meinen Lesern, welche dieses Geschenk des Himmels aus eigener Erfahrung genau kennen, zu entscheiden, ob die hier gezeichneten Empfindungen den Ihren ähnlich kommen, ob die bestimmten Begriffe aus den Quellen der Wahrheit hergeleitet sind.

Man schreibt sonst der Freundschaft den Charakter des Liebenswürdigen zu. Es ist wahr, diese Eigenschaft ist der allgemeine Grund derselben; allein eine nähere Untersuchung zeigt sie uns erst in ihrem ganzen Lichte. Ein wahrer Freund liebt den andern nicht blos deswegen, weil er ihn liebenswürdig findet. Diese Neigung wäre zu schwankend, und überträfe weit die Wünsche eines jeden Tugendhaften. Er würde tausend Freunde finden, da er doch nur Einen zu besitzen verlangt. Er hat das Recht, noch mehr zu fordern, er will Vorzüge an ihm entdecken, die er bey keinem andern finden kann. Diese sittlichen Vollkommenheiten, welche einer Person ausschließungsweise eigen sind, machen sie zu einem wahren Freunde. Wenn der andere so glücklich ist, die moralischen Vorzüge in ihrer unterscheidenden Größe zu empfinden; so liegt in seiner Seele die Eigenschaft, aus welcher alle andere Vollkommenheiten der Freundschaft entspringen.

Ein

Ein kleines Gemälde von dem Entstehen der Freundschaft, zeichnet uns zugleich diese seltene Eigenschaft, die von so vielen schmeichlerischen Zungen entweiht, von der großen Menge gar nicht empfunden wird, die wenige in den Stunden ihrer Entzückung gefühlt, und noch wenigere in richtige Begriffe aufgelöset haben. Ich bin in einer Gesellschaft so glücklich, eine Person anzutreffen, die mir gefällt; sie spricht, und bey jedem Worte fühle ich etwas, das alle übrigen nicht empfinden, ihre gleichgültigen Minen sind der Beweis davon. Meine Seele ist wirksamer als sonst gewöhnlich, meine geschärfte Aufmerksamkeit entdecket in der Folge an dieser Person stufenweise einen aufgeklärten Verstand, einen scharfsinnigen Witz, eine fruchtbare Einbildungskraft, richtig geordnete Empfindungen, Affecten, welche die Tugend beleben, mein Herz empfindet das ganze System seiner moralischen Fähigkeiten. Die Neigung breitet sie auf seine einzelnen Vorzüge aus, und ist nicht eher gesättigt, als bis es die Vollkommenheiten dieser Person in ihrer wahren Größe sieht. Ich empfinde alsdann einzeln alle diese liebenswürdigen Züge, welche ein jeder anderer nur im Ganzen verwirrt sich vorstellet. Meine Seele sagt mir mit einer sanften Bewegung, daß diese Person mein Freund sey. Diese Neigung steigt beständig, nachdem ich immer neue Gegenden in dem Herzen meines Freundes ausspähe. Sie hat zu viel Unterscheidendes, als daß ich sie mit einer andern verwechseln könnte. Meine Empfindungen sind itzt allein auf die von andern unbemerkten Vorzüge meines Freundes gerichtet. Diese daraus entsprungene Neigung breitet in meiner ganzen Seele sanft belebende Stralen aus, ich suche eine Benennung, und finde, daß mein Herz das fühlet, was man Zärtlichkeit nennet.

Die Zärtlichkeit ist demnach diejenige Eigenschaft, welche aus den Empfindungen von des Freundes seltnen Vorzügen des Herzens entsteht. Diese seltne Vorzüge sind diejenigen, welche die unterscheidende Güte des moralischen Charakters bestimmen. Dieses Unterscheidende sind gewisse

Züge, die gleichsam die obersten Spitzen seiner Tugenden ausmachen. Wenn die **Zärtlichkeit** als eine **Neigung** betrachtet wird, so ist sie das Bestreben der Seele, der empfundenen unterscheidenden Güte des freundschaftlichen Herzens übereinstimmige Empfindungen hervorzubringen. Diese muß alle Handlungen des Freundes begleiten. Sie muß ihren belebenden Einfluß auf alle übrigen Neigungen äussern. Wird darunter eine **Handlung** verstanden, so ist sie die sanfte Empfindung, welche aus den bemerkten moralischen Vorzügen des Freundes entsteht. Diese zärtliche Empfindung kann entweder in der Seele verschlossen bleiben, oder sich durch das äußere Bezeigen entdecken. Sie wird sich mehr oder weniger in dem Verhalten des Freundes ausdrükken, nachdem er von der Natur, oder durch den Umgang mit aufgeklärten und artigen Personen, einen höhern oder niedrigern Grad in der bezaubernden Fertigkeit sich gefällig zu machen, erreicht hat. Hieraus folgt: daß eine Person mehr Zärtlichkeit haben kann, als eine andere, von welcher sie doch durch ihr äußerliches zärtliches Betragen übertroffen wird; daß man nicht anders zuverläßig von der bemerkten Zärtlichkeit einer Person auf den ganzen Umfang der Zärtlichkeit schließen könne, als bis man den bestimmten Grad ihrer Gefälligkeit kennet. Man nennet die Fähigkeit, vermöge welcher die unbemerkten, seltnen Vollkommenheiten, das Unterscheidende, die äußersten Gränzen der Vorzüge, welche der großen Menge unbemerkt bleiben, entdecket werden, das **Feine** im Denken oder Empfinden. Die **Zärtlichkeit ist demnach das Feine in den freundschaftlichen Empfindungen.** Man kann dieselbe entweder als einen Affect, oder als eine Empfindung betrachten. Bey dem Entstehen der Freundschaft ist sie jederzeit nur eine bloße Empfindung, oder ein geringer Grad des Affects. Bey der Fortdauer derselben aber äußert sich das Feine in dem freundschaftlichen Affect in einem steigenden Grade.

Dieses ist der Grund, warum kein einziger Mensch diejenigen Vorzüge an meinem Freunde sehen kann, welche ich wirklich

wirklich erblicke und empfinde. Daher kömmt es, daß ich die Seele meines Freundes in einem solchen Lichte anschauend erkenne, wodurch jeder andere, wenn er einen Blick in dieselbe wagen will, verblendet wird, und von dem ganzen System seiner Fähigkeiten unrichtig urtheilet; weil er die besondern Glieder desselben nicht kannte. Meine Seele hatte sich im Empfinden der einzelnen Vorzüge geübet, da sie stufenweise fortgieng, und kann nun mit einem Blicke des Vergnügens das Ganze überschauen.

Die Zärtlichkeit ist der treueste Abdruck der Empfindungen in dem Herzen des Freundes. Ein Freund ist niemals verbunden, seinem Freunde im Denken, in der Verbindung der Bilder der Phantasie und des Witzes, zu folgen; allein er ist allezeit auf das strengste verpflichtet, ihm nachzuempfinden. Die wahre Zärtlichkeit muß demnach jedesmal dem innern Werthe des Gegenstandes proportionirt, folglich moralisch, also nie ganz, eine Wirkung des Temperamentes seyn. Man trifft manchmal Personen an, die ihre Seele weder durch das Gründliche und Schöne in den Wissenschaften, noch durch einen lehrreichen Umgang ausgebildet haben, und dennoch öfters in ihrem Betragen stark in die Augen fallende Merkmale der Zärtlichkeit zeigen. Bey diesen ist die Zärtlichkeit ausnehmend selten moralisch; sie ist nichts anders, als eine Tugend ihres Temperaments. Sie wird oft bey Gegenständen verschwendet, die derselben gar nicht, oder doch wenigstens nicht in einem so hohen Grade, werth sind.

Die Zärtlichkeit erreicht ihre gehörige Vollständigkeit, wenn die Seele schon eine beträchtliche Menge von gleichartigen Empfindungen gefühlet, wenn sie wohlgeordnet sind, und die Anzahl der moralischen, besonders aber der sanften, das Uebergewicht über die andern hat; wenn ein durchdringender Verstand, scharfsinniger Witz, und eine fruchtbare Einbildungskraft damit verknüpft ist. Sie muß Eigenschaften zum Gegenstande haben, deren Werth allezeit die Probe einer strengen Untersuchung aushalten kann. Es ist

nicht genug, daß der Freund empfindet, er muß auch fähig seyn, eine unpartheyische Beurtheilung darüber anzustellen. Er wird die Würde der moralischen Eigenschaften seines Freundes vorher mit einer nachforschenden Betrachtung genau erwogen haben, ehe er sie ganz empfunden hat, oder diese strenge Untersuchung unmittelbar hernach vornehmen. Die Zärtlichkeit äußert eben die Stärke, noch nie gehabte Empfindungen zu fühlen, wie die geordnete Neugierde unbekannte Gegenstände auszuspähen, und noch nie gedachte Begriffe zu denken. Sie hat sehr viele Bestimmungen mit dem feinen Geschmacke gemein. Man kann allezeit von der wahren Zärtlichkeit auf das Daseyn des feinen Geschmacks bey einer Person schließen; nicht aber umgekehrt: weil die Größe des Verstandes und der Einbildungskraft nicht allemal mit der Größe des Herzens verbunden ist.

Die Fähigkeiten der sanften Empfindungen verwelken, wenn das Feine des freundschaftlichen Affects nicht den gehörigen Gegenstand hat. Die Größe des Herzens wächst mit der Größe der Zärtlichkeit; so wie die Neugierde mit der Größe des Verstandes.

Die Zärtlichkeit schränket die Sympathie in ihre gehörige Grenzen ein, erhöhet dieselbe, und theilet ihr einen grössern Werth mit. Wenn man das Wesen der Sympathie vollkommen kennet; so wird man einsehen, daß die **Zärtlichkeit** nichts anders sey, als die **Sympathie** in einem **vorzüglichen Grade**; oder die **Sympathie**, in so fern sie die **unterscheidenden Vorzüge des Herzens** einer gewissen Person zum Gegenstande hat. Aus Vergleichung der Sympathie, der Neugierde und des feinen Geschmacks mit der Zärtlichkeit, kann man viele Bestimmungen der letztern schließen.

Die Zärtlichkeit wirkt unveränderlich dem Werthe des Gegenstandes gemäß. Wenn sie unterbrochen wird, oder gar aufhöret, so ist dieses ein untrügliches Kennzeichen, daß unsere Empfindungen von den Vorzügen des Herzens unsers Freundes, nur Phantome der Einbildungskraft gewesen.

Wenn

Wenn die zärtliche Neigung ihre männliche Stärke erreichet hat, so nimmt sie die ganze Seele ein, vermischt sich mit allen übrigen freundschaftlichen Tugenden, giebt denselben eine sanfte Farbe, dadurch sie sich von den Tugenden eines jeden andern gesellschaftlichen Verhältnisses unterscheiden. Der freundschaftlichen Hochachtung, Ergebenheit, Nachahmungsbegierde, und der Treue, giebt sie ihr wahres Leben. Die Gesinnungen eines zärtlichen Freundes werden ihre heitern Stralen über die Dankbarkeit, Gütigkeit, Demuth, Bescheidenheit, Sanftmuth, Aufrichtigkeit, Vertraulichkeit und Großmuth ausbreiten. Durch diese nähern wir uns dem unterscheidenden System der moralischen Empfindungen unsers Freundes beständig, bis die unsrigen in eine solche Stimmung gebracht werden, daß sie mit den Empfindungen desselben vollkommen harmonisch schlagen.

Die wahre Zärtlichkeit kann nie mit einer übertriebenen und eigennützigen Leidenschaft vergesellschaftet seyn. Weil sie moralisch ist, und den scharfsinnigen Witz zugleich mit dem untersuchenden Verstande zu Begleitern hat, so ist die Neigung und die daraus entsprungenen Empfindungen, der Würde des Gegenstandes abgemessen, folglich nie ausschweifend. In keinem einzigen Falle kann sich der Eigennutz ohne Verlust der Zärtlichkeit in die Freundschaft einmischen. Denn entweder wird nur der eine Freund von eigennützigen Neigungen dahingerissen, und der andere nicht; der letzte erweist ihm alsdann keine Zärtlichkeit, oder wenn er Merkmale derselben gegen ihn blicken läßt, so ist dieselbe falsch: oder die Gesinnungen beyder sind von Eigennutz verderbt, und alsdann ist die unvermeidliche Folge, daß auch die äußern Erzeigungen wegfallen. Wo also die Freundschaft durch Gleichgültigkeit und Kaltsinn vergiftet wird, da ist es ein untrügliches Kennzeichen, daß nie eine wahre Zärtlichkeit die Handlungen belebt habe. In den gewöhnlichen Freundschaften, die nach der herrschenden Mode geschlossen werden, vertritt eine gewisse Eigenschaft niedriger Seelen, die zu allem Feinen in dem Geschmacke und den Sitten unfähig sind,

welche man das Gemeinmachen nennet, die Stelle der Zärtlichkeit. Diejenigen, welche von schwärmenden und heftig oft abwechselnden Affecten herumgetrieben werden, können nie die sanften Rührungen dieser freundschaftlichen Neigung empfinden.

In angenehmen und traurigen Empfindungen des Freundes hat die Zärtlichkeit dieses ähnlich, daß sie dieselben allezeit mit einer gewissen Heiterkeit belebet. Darinn ist sie unterschieden, daß in dem ersten Falle das Vergnügen vermehret, und in dem letzten das Misvergnügen vermindert wird. Die Vorzüge, die freudigen Begebenheiten eines Freundes, wenn man sie mit der Fassung des Herzens vergleichet, worinn er sich befindet, erregen und erhöhen bey dem andern die Heiterkeit. Was für Zärtlichkeit empfindet die Seele, wenn man ein Zeuge von den wohlthätigen, gefälligen, großmüthigen und erhabnen Handlungen seines Freundes ist; wenn man das vortheilhafte Verhältniß, worinn er sich befindet, mit der genauen Befolgung der in demselben gegründeten Pflichten vergleicht; wenn man einen neugierigen Blick in die Zukunft wirft, welche seinen seltnen Tugenden die Belohnung darreicht. Die traurigen Empfindungen bringen eine vermischte Zärtlichkeit, die theils aus heitern, theils aus betrübten Aussichten besteht, in beyden hervor. Derjenige Freund, welcher vorher das ganze Gewicht der Schmerzen fühlte, empfindet eine sanfte Beruhigung, so bald in dem Herzen des andern Freundes sich der Schmerz abdrückt, und dieser fühlt durch die Sympathie ein neues Vergnügen, welches entweder aus den vorhergesehenen Hülfsmitteln, die Unterbrechung der Freude zu heben; oder aus dem Gefühl, daß sein Herz so groß ist, seinem Freunde ein ungestörtes Vergnügen zu wünschen; oder aus den Reizungen der Vertraulichkeit entsteht.

Die äußern untrüglichen Kennzeichen der Zärtlichkeit sind die ununterbrochne genaue Aufmerksamkeit auf das ganze Betragen des Freundes. Das bezeigte Verlangen, den

belebenden Umgang desselben beständig zu genießen, und die beunruhigende Empfindung, von demselben getrennt zu seyn. Man verliert ihn nie aus den Augen, man begleitet ihn bey allen seinen Handlungen, und wenn er auf dem Punkte steht, sich von unserer Gesellschaft zu entfernen; so umzieht ein verdunkelnder Schleyer unser genossenes Vergnügen. Die ächte Eifersucht, welche von der Freundschaft unzertrennlich ist, das ganze Betragen, die Minen, wodurch man seinen Freund von allen andern unterscheidet, entspringen aus der Zärtlichkeit.

Aus den bemerkten Zügen des durchdringenden Verstandes und erfindsamen Witzes entsteht nie Zärtlichkeit; sondern bewundernde Hochachtung, welche den feinen Geschmack zum Grunde hat.

Die Zärtlichkeit steigt nach den Graden des aufgeklärten Verstandes, des feinen Witzes, der entdeckenden Scharfsinnigkeit, der lebhaften Einbildungskraft und des guten Geschmacks mit dem erhabnen Vergnügen des Herzens vereinigt. Sie ist alsdann vollkommen, wenn sie sich zur allgemeinen verhält, wie die Freundschaft zur Menschenliebe. Wenn sie auf einen hohen Grad sich geschwungen, so fühlt das Herz alsdann Empfindungen, die so wenig Aehnliches an Farbe mit dem gewöhnlichen Vergnügen haben; auch Gegenstände, die sonst einen beträchtlichen Werth besitzen, werden lange unfähig seyn, einen Eindruck auf dasselbe zu machen. Sie versetzt die Seele in einen solchen Zustand, welcher der Aussicht einer Frühlingsgegend, auf welche sich die malerischen Stralen der Sonne verbreiten, am ähnlichsten kömmt. Man vergißt alsdann sich selbst, und denkt und empfindet nur den Freund. Die Zärtlichkeit in einem hohen Grade ist nur wenigen Lieblingen des Himmels gegeben. Glückselig ist der, welcher sie ganz empfindet!

Beurtheilung
des vorhergehenden Versuchs über die Zärtlichkeit in der Freundschaft. *)

Ich werde meine Anmerkungen über Ihren Versuch niederschreiben, wie sie mir einfallen, ohne an Ordnung und Schönheit zu denken. — Ob ich gleich niemals vorher über die Zärtlichkeit in der Freundschaft gedacht habe, so glaubte ich doch bey Lesung Ihrer Schrift, ich würde der Hauptsache nach eben so gedacht haben. Ich bin beständig der Meynung gewesen, daß die Zärtlichkeit in der Liebe und Freundschaft eine große Aehnlichkeit mit dem hat, was man im Geschmacke delicat nennt, und ich finde Sie übereinstimmig. Dieses schmeichelt mir, daß ich mir wenigstens in der Empfindung ins Ohr sage: **ich bin doch auch noch ein Mahler.** Ich halte die Aufrichtigkeit für einen Hauptstrich in dem Contour der Freundschaft. Also werde ich mit Ihnen ohne Verstellung reden. Sie mögen übrigens meine Gedanken billigen, oder nicht, dieses wird die geringste Veränderung in unsrer Freundschaft zuwege bringen. — —

Ich

*) Man hat die gegenwärtige Kritik über den vorhergehenden Versuch deswegen hier beygefüget, um sowohl den Lesern Gelegenheit zu geben, einige wichtige Wahrheiten aus einem doppelten Gesichtspunkte zu betrachten; als Ihnen auch das Vergnügen zu verschaffen, verschiedene Sätze zu vergleichen, und zu entscheiden, auf welcher Seite die Wahrheit sey. Nur dieß einzige findet man nöthig zu erinnern, daß man den Verfasser des Versuchs, als einen dogmatischen Moralisten anzusehen habe, der sich die Menschen so vorstellt, wie sie seyn sollten, und wie einige wenige, zur Ehre des menschlichen Geschlechts, wirklich sind; den Verfasser dieser Kritik aber, als einen historischen Moralisten, welcher die Menschen betrachtet, wie er sie findet, und wie sie gewöhnlich beschaffen sind.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1026173248/phys_0018
DFG

Ich bin in der That mit Ihnen nicht einig, daß man nur einen einzigen Freund haben könne. Es ist wahr, dieser Gedanke wird von einer gewissen Hoheit der Seele erzeugt, die sich von dem Gemeinen losreissen will, auch ist es wahr, daß derselbe geschickt ist, uns zu einem hohen Grade der Freundschaft anzuflammen. Aber er scheint mir wirklich wider die Natur unserer Seele zu streiten. Was die Liebe anbetrifft, so bin ich völlig mit Ihnen einig. Mir wäre es unmöglich, mehr als Ein Mädchen auf einmal zu lieben; obgleich Voitüre sechs Mädchen auf einmal treulich lieben konnte. Dieses schiebe ich in seine Einbildungskraft. Die Liebe hat von der Freundschaft etwas Unterscheidendes im sinnlichen Vergnügen und im Unterschiede des Geschlechts. Dieses erhebt unsere Leidenschaft auf einen so hohen Grad, der unser ganzes Herz erfüllet, und für kein ander Object Raum läßt. Aber mit der Freundschaft ist es anders beschaffen. In Vergleichung mit der Liebe hat die Freundschaft allemal etwas Kaltes, sanftere Bewegungen, Eindrücke die nicht so tief gehen, die uns nicht ganz und gar dahin reissen, die nicht alle unsere Empfindungen einer einzigen Person eigen machen. Ich glaube, diese Empfindungen für eine einzige Person müssen durch einen hohen Affect unterstützt werden, der nur allein in der Betäubung durch das sinnliche Vergnügen entstehen kann. Eines solchen Aggregats von Empfindungen scheint mir die Freundschaft nicht fähig zu seyn. Vielleicht lachen Sie über mich, vielleicht sehen Sie auch mitleidig auf mich herab, daß mich die Natur zu dem besondern Grade der Freundschaft nicht gebildet hat, den Sie festgesetzt haben. Ich beklage mich selbst, wo Sie recht haben. Aber ich fühle doch keine andere Stimme der Natur in mir: und diese Stimme ist, glaube ich, mein Beruf. Ich würde unnatürlich werden, wenn ich anders denken wollte, als die Kräfte meiner Natur reichen. — Ich halte Ihren Charakter im Idealischen vorzüglich hoch. Die Freundschaft ist in demselben concentrirt. Dieses ist das Idealischschöne, das man nie an einem Gegenstande in der Natur allein antrifft. Ehemals war ich

eben

eben in diesen Gedanken; da ich mich aber zu fühlen anfange so bin ich ganz anders gesinnt. Sie werden dieses nicht dahin deuten, daß ich von der Freundschaft geringe dächte, oder daß ich ganz unfähig zur Freundschaft wäre. Glänzend steht sie vor mir da, diese liebenswürdige Tugend, mein Herz empfindet alles für sie, ich wünschte, daß ich ihr alle meine Tage opfern könnte. Meine Seele ist ihr ganz offen; aber ich weiß auch, daß sie nicht die Liebe ist. Ich glaube, daß ich nicht viele Freunde haben kann; aber ich kann mehr als Einen gewiß haben. Meine Seele hat so viele Bedürfnisse, so viele leere Seiten, daß ich nicht glaube, Ein Freund könne sie allein erfüllen; wie ich mich auch nicht fähig halte, Einem Freunde allein genug zu thun. Aus diesem offenherzigen Geständnisse dürfen Sie nicht zweifeln, daß ich Ihr Freund bin. Ich bin es so viel als möglich; aber ich würde Sie hintergehen, wenn ich meine Natur verleugnen wollte. Ohne ein gewisses Interesse kann, nach meinen Einsichten, keine Freundschaft möglich seyn. — Dieses Interesse fodert, daß ich gewisse Vollkommenheiten von meinem Freunde erwerbe. Diese mögen in den Vorzügen des Geistes, des Herzens, des gefälligen Umganges, der gemeinschaftlichen Empfindungen u. s. f. bestehen. Es ist gewiß, daß ich dieses an einem einzigen Freunde nicht finde, er müßte denn aus einer höhern Sphäre seyn; und da würde mich die Ungleichheit abhalten, daß ich ihn blos bewunderte, weil ich mich nie zu seiner Höhe schwingen könnte. Ich mache mir aus etlichen Freunden, nach der Anzahl meiner Bedürfnisse, ein gemeinschaftliches Interesse, dieses macht ein idealisches Ganzes, von einer solchen Schönheit, dergleichen, nach meinen Einsichten, in der Natur nicht ist. Meine Weltweisheit scheint Ihnen vielleicht ausschweifend; aber das ist die Philosophie meines Herzens, die mich von allen Methoden entfernt. Dieses Interesse kann unendlich verschieden seyn, nach dem Unterschied der Charaktere. Doch muß bey allem Unterschied des Interesses etwas Gemeinschaftliches seyn, ohne welches keine wahre Freundschaft entstehen kann; dieses ist die Güte des Herzens. Diese

macht

macht den hellesten Punkt des Interesses aus. Daher kann die Freundschaft bey demselben allein statt finden; wenn auch alle die andern Arten des Interesses wegfallen. Diese dienen blos, jenen hellen Punkt noch heller zu machen, und zu einer glänzenden Hoheit zu bringen, die uns den Freund ehrwürdig macht. Dieses giebt der Freundschaft eine dauerhafte Festigkeit, weil sie das Gemeinmachen verhütet, wodurch sie am leichtesten zerfließt. Die Entstehungsart der Freundschaft haben Sie mit so hellen Farben geschildert, daß ich es für ein Gemälde der Natur halte. Ich glaube, dieses ist der Hauptstrich in Ihrer Erklärung der Zärtlichkeit, wenn man fähig ist, gleichsam die obersten Spitzen der Tugenden des Freundes zu bemerken. Dieses sind die kleinen Schönheiten des Charakters, die von tausenden nicht bemerkt werden, die einen delicaten Geschmack voraus setzen, den die Natur an wenig Menschen ausgearbeitet hat. Sie setzt ursprünglich eine Anlage der Natur voraus; also ist sie anfänglich allemal eine Tugend des Temperaments. Dieses hindert nicht, daß sie bey der Ausbildung des Charakters moralisch werden kann. Wer diese natürliche Anlage nicht hat, die man das Genie der Zärtlichkeit nennen kann, wird sich vergebens bemühen, es in der Zärtlichkeit weit zu bringen. Diese unbemerkbaren Schönheiten werden sich vor ihm verstecken, kaum wird er einige mit Mühe ausspähen. Er wird in der Freundschaft ein Presbyte, der das Große und den weiten Umfang übersehen kann, der aber nie diese kleinen obersten Spitzen entdeckt.

Ich will noch kürzlich über zween Umstände das System meines Herzens entwickeln: 1) ob in der Zärtlichkeit das Wesen der Freundschaft bestehe, und 2) ob jede Freundschaft, die einmal aufhört, ein bloßes Phantom der Einbildungskraft gewesen? Beydes leugne ich. Nun glaube ich gewiß, daß sie mich mit Erbarmen ansehen. Aber ich traue meinem System etwas zu, und glaube noch fest, daß ich ein freundschaftliches Herz habe.

Das Wesen der Freundschaft ist das edle Interesse, welches meine Bedürfnisse und das Leere voraussetzt, welches

mein

mein Freund erfüllen soll. Denn ohne dieses Leere, welches sehr weislich in unsre Natur eingeflochten ist, würde man nie die Freundschaft empfinden. Die Zärtlichkeit betrifft nur die kleinern, unbemerkten, aber heftig reizenden Schönheiten, die sehr tief in uns dringen. Unglücklich wäre der Mensch, dem die Natur das Genie der Zärtlichkeit versagt hat. Er wäre ganz und gar von der Freundschaft ausgeschlossen. *)

Es

*) Wenn man aber beweisen könnte, daß die Zärtlichkeit das Interesse in sich schließt, oder das letzte aus dem ersten folget? Wir wollen es versuchen. Ein jeder wird zugestehen, daß übereinstimmige Empfindungen, und daraus herfliessende Neigungen, mit der Güte des Herzens verbunden, bey der Freundschaft nothwendig seyn müssen. Wenn diese nach dem Verhältniß der innern und äußern Umstände vorzüglich sind, so nennt man sie Freunde. Es gehört also jederzeit zur Freundschaft eine Sympathie in einem vorzüglichen Grade; diese muß aber gewisse unterscheidende Vorzüge des Herzens einer Person zum Gegenstande haben; diese können nicht in den andern wirken, wenn sie nicht bemerkt werden. Es wird also eine verhältnißmäßige feine Empfindung dazu gehören; diese Empfindung aber, dieser Affect, oder diese Fähigkeit das Unterscheidende, oder die obersten Spitzen der Güte des Herzens zu fühlen, nennt man die Zärtlichkeit. Folglich ist dieselbe der erste Begriff, den man sich jederzeit denken muß, wenn man die Freundschaft denkt; folglich das Wesen derselben. Es ist als eine unzertrennliche Folge damit verknüpft, daß Freunde, vermöge dieses Feinen in den freundschaftlichen, oder harmonisch schlagenden Empfindungen, immer höhere Stufen erreichen; also gemeinschaftlich wechselsweise ihr Vergnügen, ihre Glückseligkeit, zu befördern suchen. Dieses geschieht durch die Verbesserung des Herzens und die Aufklärung des Verstandes und aller übrigen Seelenvermögen. Diese Verbesserung, diese Aufklärung versteht der Herr Verfasser der Kritik unter dem edlen Interesse der Freundschaft. Also ist dasselbe in der Zärtlichkeit mit eingeschlossen, oder folgt unmittelbar aus derselben.

Ich will noch kurz hier meinen Beweis beyfügen, daß man nicht mehr als Einen wahren Freund haben könne. Vorher aber finde ich nöthig zu erinnern, daß die Philo-

sophie

Es giebt drey Arten der Freunde: 1) Die Presbyten, die nur die großen Schönheiten dieser Tugend empfinden. 2) Die Myopen, dieses sind die Lieblinge der Zärtlichkeit. 3) Einige, die Presbyten und Myopen zugleich sind. Diese empfinden die Macht der Freundschaft auf das heftigste. Die Natur hat sie auf allen Seiten zur Freundschaft bearbeitet. Ich glaube, daß alle drey wahre Freunde seyn können; die letzten sind nur im hohen Grade von ihnen verschieden. Sie haben die meisten Bedürfnisse. Sie suchen das Kleine und Große zugleich. Wie unterscheidend muß ihr Charakter seyn!

Ist der ein Freund gewesen, der einmal unbeständig wird? Mein System bejahet es. Dieses ist hart. Der

Freund

sophie nichts von Complimenten wisse, daß sie also den nicht mit dem erhabnen Namen eines Freundes belege, der einem andern gewisse äußere Vortheile verschafft, der durch seinen gefälligen Umgang andern einige heitere Stunden giebt; sie nennt diese Wohlthäter, gute Gesellschafter. Die Freundschaft besteht in den vorzüglich harmonischen Empfindungen und den daraus herfließenden Neigungen, wechselsweise gemeinschaftlich unsere Glückseligkeit zu befördern. Man muß sich also diese Neigungen in einem vorzüglichen Grade denken. Denn wenn sie nicht von der Beschaffenheit sind, so werden sie sich auf sehr viele Personen ausbreiten, und sich nicht an Eine heften; derjenige, welcher dergleichen Neigungen hat, wird ein Menschenfreund genennt. Die Neigung, das Bestreben, die Glückseligkeit zu befördern, nennt man die Liebe. Die Liebe gegen Personen, welche uns in innern und äußern Verhältnissen ähnlich kommen, in einem vorzüglichen Grade, ist die Freundschaft; welches jeder zugestehen wird. Nun stelle ich mir verschiedene Personen vor, die mit mir ähnliche Empfindungen besitzen: also auch in der Güte des Herzens viel Aehnliches haben. Unter diesen wird immer eine in Absicht dieser Aehnlichkeit mir näher kommen, als die andere, und nur eine einzige von allen diesen wird es seyn, die mir am nächsten kömmt; diese wähle ich aus der ganzen Gesellschaft, diese liebe ich vorzüglich, diese nenne ich meinen Freund. Die übrigen aber werden meine Gönner, meine Wohlthäter, meine guten Gesellschafter seyn.

Freund sucht seinen Bedürfnissen ein Genüge zu thun. Sein Freund hat ihn erfüllt. **) Itzo hört die Reizung der Freundschaft auf, Dankbarkeit, Hochachtung, Genugthuung treten an ihre Stelle. Die Freundschaft hat viel ähnliches mit der Liebe. Hört diese nicht auf, wenn die Bedürfnisse erfüllt sind? ***) Ich bekenne es aufrichtig, Ihr System ist viel reizen-

**) Wie ist das möglich, daß man sich eine Zeit denken kann, da in der Freundschaft die Bedürfnisse erfüllt sind? Der Herr Verfasser sagt selbst kurz vorher, daß das Wesen der Freundschaft in dem edlen Interesse bestehet, folglich in dem innern Interesse des Geistes, nicht aber in dem äusern; dieses setzt also auch Bedürfnisse des Geistes, nicht aber des Körpers, oder der äußern Umstände voraus. Diese Bedürfnisse können in nichts andern bestehen, als in der zu bewirkenden Aufklärung und Verbesserung des Verstandes und Herzens, und in der stufenweise steigenden Vollkommenheit der Glückseligkeit. Diese aber können niemals aufhören, man kann ihnen niemalen ein völliges Genüge thun. Also wird der wahre Freund beständig fortfahren, diese Bedürfnisse zu erfüllen, ohne jemals aufzuhören. Wenn man den Begriff vom Bedürfniß in der Freundschaft so allgemein nehmen wollte, wie Helvetius, so könnte man wohl behaupten, daß mit Erfüllung eines Bedürfnisses die Freundschaft zugleich aufhöre. Dieser zählt eine ganze Reihe von Freunden her, Freunde die das Vergnügen, das Geld, die Intriguen, der Umgang, das Unglück mit einander verbindet. Man müßte aber auch annehmen, daß unter Lasterhaften, unter Zusammenverschwornen, unter Bösewichtern, eine Freundschaft statt finde, (man lese de l'esprit Discours III. Chap. 14. p. 31. u. ff. der Londner Ausz. von 1758.) welches der Herr Verfasser dieser Kritik nicht annehmen kann, weil er behauptet, daß die Güte des Herzens bey der Freundschaft unentbehrlich ist.

***) Nur in diesem ist die Freundschaft der Liebe unähnlich, daß sie dauerhaft, die Liebe aber unbeständig ist. Die Liebe hat blos äußere Bedürfnisse, Bedürfnisse des Körpers, sinnliche Vergnügen zum Gegenstande; da diese beständig den Veränderungen ausgesetzt sind, durch die Sättigung Gleichgültigkeit und Ueberdruß verursachen, so muß sie nothwendig

reizender und glänzender. Es erhebt den Freund zu dem liebenswürdigsten Punkte; aber ich glaube, mein System ist natürlicher, und der Lage der menschlichen Seele angemeßner; sollte es auch wirklich auf Schwachheit sich gründen, so ist es noch immer Natur. Nun sehen Sie vielleicht den Punkt voraus, da ich nicht mehr Ihr Freund seyn werde. Nein, ich habe unendlich viele Bedürfnisse — daß mich die Freundschaft zu Ihnen dringen wird, so lange ich lebe.

II.

Von dem Klima und dessen Einfluß in den menschlichen Verstand.

Die Lehre von dem Klima und dessen Einfluß in die unterschiednen Charaktere der Menschen, ist einigen neuern, besonders französischen Weltweisen, als ein so wichtiger Gegenstand vorgekommen, daß sie die größten Begebenheiten in der menschlichen Seele, und die wichtigsten Veränderungen in den Staaten, daraus hergeleitet haben. Man hat so gar der Religion ihren Platz nach dem Klima bestimmt, und ihre Gränzen ausgemessen, in denen sie sich entweder aufrechts erhalten könnte, oder woraus sie fortwandern müßte. Montesquieu und du Bos, zween glänzende Namen in dem Gebiete der Weltweisheit und der schönen Wissenschaften, haben sich für das Klima erklärt. Es ist bekannt, daß der erste das Klima für eine Hauptquelle der innern Beschaffenheit eines Staatskörpers und seiner mannichfaltigen Epochen

dig von einem Object zum andern herumflattern. Die Freundschaft hat Bedürfnisse des Geistes und des Herzens zum Gegenstande, ein edles Interesse, das niemals aufhört, und dadurch sie also ihre dauerhafte Beständigkeit erhält.

Epochen ausgiebt, und so gar den Unterschied der Religionen aus demselben zu bestimmen sucht. Und du Bos behauptet, daß gewisse Ausdünstungen die Mutter des Verstandes oder der Dummheit sind, ja, daß gewisse Winde, nach ihrer unterschiednen Beschaffenheit, entweder goldne oder barbarische Jahrhunderte herbeywehn, welche nur mit diesen Winden zugleich wieder kommen könnten.

Es ist gewiß, daß diese beyden großen Geister ihre Anhänger und Vertheidiger, aber auch Richter und Spötter gefunden haben. Wenn man unpartheyisch urtheilen will, so muß man die goldne Mittelstraße nicht verlassen. Sie haben manche übertriebne und falsche Sätze vorgetragen, weil sie von ihrer Meynung zu sehr eingenommen waren, aber sie haben auch manche Wirkungen in der Natur der Dinge aus diesem Gesichtspunkte glücklich erklärt, und manche Schwierigkeit entwickelt, um die man sich entweder vor ihnen nicht Mühe gab, oder welche unauflöslich schien, weil man ihre erste Triebfeder nicht finden konnte. Helvetius, welcher sich in der Geschichte des menschlichen Verstandes keinen geringen Namen erworben hat, ist auf einer ganz andern Bahn gegangen, und verwirft den Einfluß des Klima in den menschlichen Charakter ausdrücklich. Er hatte sich es vorgenommen, die Natur aus einem einzigen Gesichtspunkte zu betrachten, und die physicalischen Ursachen aus seinem System zu verbannen, weil er glaubte, daß sich alle Begebenheiten der menschlichen Seele hinlänglich aus moralischen Ursachen erklären ließen. Und es ist zu verwundern, daß ein Arzt, der zugleich ein Weltweiser ist, diesen Weg wählen konnte. Mir kömmt es vor, daß diejenigen, welche die Begebenheiten der Natur aus einem einzigen Gesetze herleiten wollen, dieselbe unter die Sclaverey des Systems zwingen, und ihr Fesseln anlegen, denen sie sich unwillig entreißt.

Bey den alten Schriftstellern finden wir hier und da einige Spuren, aus denen man schließen kann, daß sie die Wirkungen des Klima in die Charaktere der Menschen, und in die Erfindung und Ausübung gewisser Künste und Wissenschaften,

schaften, nicht geleugnet, sondern vielmehr behauptet haben. Es sind aber bloß wenige und schwache Strahlen, die aus einem Nebel hervorschießen, den sie wegen ihrer mangelhaften Naturkunde und eingeschränkten auch fabelhaften Nachrichten von Völkern unter fremden Himmelsstrichen, nicht vertreiben konnten.

Ehe man den Einfluß des Klima in den menschlichen Verstand einsehen und bestimmen kann, so muß man vorher einige Wahrheiten von dem Unterschiede desselben, und dessen unleugbarem Einflusse in andre Dinge, die mit den Menschen entweder mittelbar oder unmittelbar verwandt sind, bemerken. Ueberhaupt muß man in diesem Falle mehr richtigen Erfahrungen als weitgesuchten Speculationen folgen, weil man bey den letztern die Wahrheit öfters verkennt, da man aus Partheylichkeit seine vorgefaßte Meynung schon für gewiß annimmt, ehe man sie bewiesen hat. Die mathematische Eintheilung, da man die Erde in vier und zwanzig unterschiedne Himmelsstriche eintheilt, welche durch die Parallelzirkel der Mittagslinie gemacht werden, ist hier ganz unfruchtbar, und kann in diese Betrachtung nicht gezogen werden. Die bloße Breite macht in unsrer Absicht nicht das Klima aus, und man würde sich sehr irren, wenn man den menschlichen Verstand nach der Polhöhe ausmessen wollte.

Die Entfernung eines Landes vom Pol ist nicht einmal hinlänglich, die Wärme und Kälte eines Landes zu bestimmen. Europa ist, in Ansehung seiner geringen Entfernung vom Nordpole, das wärmste Land in der ganzen Welt. Asien ist im gleichen Abstande vom Pol, schon viel kälter. Amerika ist im nordlichen Theile sehr kalt, und im südlichen noch viel kälter. Unter einerley Breite sind in Africa Schwarze, in Amerika gar keine, und in Asien von sehr geringer Schwärze gegen die africanischen Negers *). Ich will noch einige Bemerkungen von Reisebeschreibern anführen, welche diese

*) Herr von Hallers Vorrede zu Ellis Reise nach Hudsons Meerbusen.

Erscheinungen mit philosophischen Augen betrachtet haben, und dieselbe in ein noch helleres Licht setzen.

Lima liegt unter dem zwölften Grad südlicher Breite. Hier sollte man ein hitziges Klima vermuthen, aber nichts weniger; es herrscht daselbst eine furchtbare Kälte. Diese entsteht theils durch die Winde, die aus den sehr kalten Gegenden des Südpols wehen; welche an erstaunlicher Kälte die Gegenden um den Nordpol weit übertreffen; theils weil die Erde den ganzen Winter hindurch mit so dicken Nebeln bedeckt ist, daß die Sonnenstrahlen nicht durchdringen können *). Zwar kann der längere Aufenthalt der Sonne nordwärts der Linie, auch etwas dazu beytragen, daß die südliche Hälfte der Erdkugel kälter ist, als die nordliche. Micheli du Cret berechnet den Werth der acht Tage, in denen wir die Sonne länger genießen als die südlichen Gegenden, dahin, daß die gemäßigte Zone bey uns durch den 36 Grad 8 Minuten, nach Süden aber durch den 43 Grad 52 Minuten geht **). Allein die Bestimmung gegen Süden ist wohl nicht der Wahrheit gemäß, wenn man die Beobachtungen der Reisebeschreiber zu Rathe zieht.

Quito liegt unter der Linie. Hier sollte man nun die größte Hitze vermuthen, dem unerachtet aber herrscht ein beständiger Frühling daselbst. Die Felder sind das ganze Jahr mit Blumen bedeckt, und die Witterung beständig gemäßigt. Dazu trägt die hohe Lage des Landes das meiste bey. Denn die Einwohner zu Quito sind die höchsten Völker, welche den Erdboden bewohnen, welches ihnen vor der Ankunft der französischen Meßkünstler gänzlich unbekannt war. Denn sie wohnen 14 bis 1500 Klaftern über der Horizontal-Linie des Meeres, und schöpfen eine um ein Drittheil dünnere Luft als andere Menschen. Daher sind die Winde nicht so dick, die Gefrierung natürlicher, und die Wärme schwächer. Die Nachbarschaft der Cordilleras, die beständig mit Eiß und Schnee bedeckt sind, trägt auch zu diesem gemäßigten

*) Ulloa Reise nach Peru.
**) Göttingische gelehrte Zeitungen 1760, 6tes Stück.

sigten Klima vieles bey *). So wunderbar ist die Weisheit des Urhebers der Natur. Er baut ein Paradies, wo man natürlicher Weise eine Wüste vermuthen sollte.

Malaca liegt nur zween Grade von der Linie, und doch werden daselbst nicht einmal die europäischen Früchte und Weine reif. Denn die Sonne zieht zu der Zeit, wenn sie am höchsten steht, so viele Ausdünstungen auf, daß diese Jahrszeit der Winter des Landes wird, welche sonst der Sommer seyn sollte. Die stürmischen Winde und der beständige Regen verbergen die Sonne, und widersetzen sich der Reifung aller Früchte, die sich für den Landesstrich nicht schicken **).

London hat wärmere Witterung als die Hudsonsbay, ungeachtet sie unter einerley Breite liegen. In Petersburg, welches eine sehr nordliche Breite hat, ist die Wärme oft stärker, als man sie zwischen den Wendekreisen bemerkt hat. Denn die Gegenden, welche nahe an den Wendekreisen liegen, besonders die nur drey oder vier Grad davon entfernt sind, sind heißer als unter der Linie. Denn der Tag unter der Linie, ist nie über zwölf Stunden lang. Unter den Wendekreisen hat der längste Tag beynahe dreyzehn und eine halbe Stunde. Zu Anfang des Mays steht die Sonne nur zween bis drey Grad vom Scheitelpunkt der Länder, die drey Grad weit von einem Wendekreise liegen. Hat sie nun denselben überschritten, so entfernt sie sich nicht weiter denn zween bis drey Grad davon, kömmt alsdann zurück, und abermal in den Punkt. Daher bleibt die Sonne den Einwohnern solcher Länder vom Anfang des Mays bis zu Ende des Heumonats, fast gerade über dem Kopfe. Erreicht sie aber im Herbstmonat oder im März die Linie, so geht sie ohne Verzug weiter, und entweder gegen Norden oder Süden fort, also daß die Zeit, in welcher sie von dem dritten Grad Süderbreite, bis auf den dritten Grad Norderbreite, oder umgekehrt,

*) Bouger Reise nach Peru.
**) Alexander Rhodes Reise nach Cochinchina. Th. 10. der allgemeinen Reisen.

kehrt, rückt, keine zwanzig Tage beträgt. Daher kann die Hitze unter der Linie unmöglich so groß seyn, als nahe unter den Wendekreisen, wo sie nicht nur lange Zeit alle Tage fast im Scheitelpunkt steht, sondern auch alle Tage länger über dem Gesichtskreise bleibt, und kürzere Nächte macht, als unter der Linie *).

Aus diesen Beobachtungen kann man leicht einsehen, daß man sich bey dem Klima nicht auf bloße Speculationen und Begriffe, die in der Studierstube durch Hülfe der Meditation entsprießen, sondern allein auf richtige Erfahrungen verlassen müsse, welche die Sache oft aus einem ganz fremden und unvermutheten Gesichtspunkte entscheiden.

Es gehört also zu dem Klima nicht die bloße Breite allein; denn wie wenig diese entscheiden kann, ist bereits gezeigt worden, ob man sie zwar auch nicht gänzlich übergehen und manche nützliche Einsichten daraus schöpfen kann, sondern auch die Natur des Erdreichs, des Wassers, der Winde, die Schwere und Leichtigkeit, die Wärme und Kälte der Luft, und die Nahrungsmittel, welche die Natur in einem gewissen Striche hervorbringt, und deren sich die Menschen bedienen. Alles dieses zu untersuchen, wäre in der That eine unendliche und undankbare Mühe. Man kann hier nur Anwendungen überhaupt und aufs Ganze machen, ohne die kleinen, unmerklichen Umstände zu entwickeln, die in das Ganze zwar auch einen Einfluß haben müssen, sich aber wegen ihrer Feinheit den neugierigen Blicken der Weltweisen entziehen. Daher kann man die Anmerkungen über das Klima nicht auf jeden einzeln Gegenstand anwenden, sondern es ist nur die Rede von dem, was hauptsächlich und in den meisten Fällen zu geschehen pflegt. Denn wie es allenthalben Ausnahmen giebt, so ist es auch mit dem Klima beschaffen. Eine jede Sache wirkt nur, in so ferne sie nicht gehindert wird, entweder von dem Gegenstande selbst, in den sie wirkt, oder auch von äusserlichen Umständen.

Die

*) Ansons Reise um die Welt.

Die augenscheinlichsten Wirkungen des Klima findet man an den Pflanzen und thierischen Körpern. Die Kälte und Wärme, die Leichtigkeit und Schwere der Luft, bringen hier die größten Veränderungen zuwege. Wenn man Pflanzen aus einem Klima in das andre versetzt, so behalten sie selten einerley Beschaffenheit; und eben dieses geschieht auch mit den thierischen Körpern. Sie werden entweder verbessert oder verschlimmert, oder arten auch gänzlich aus, indem sie die Natur der Pflanzen oder der Thiere in dem Klima annehmen, in welches sie versetzt worden sind. Eine jede Pflanze erfodert ihr eignes von der Natur angemeßnes Klima. Einige kommen besser in südlichen, andre besser in nordlichen Theilen fort; daher werden die ersten kleiner und unansehnlicher, wenn sie in eine nordliche Gegend versetzt werden, und die letztern ebenfalls, wenn sie in südlichen Theilen gepflanzt werden. Andre lieben einen gemäßigten Himmelsstrich, und werden in den weiter gegen Norden oder Süden gelegnen Theilen unansehnlicher. Der Sassafras, der in Pensylvanien unter dem vierzigsten Grade der Breite, ein hoher und dicker Baum ist, wird bey dem Fort Oßwego, oder zwischen dem drey und vier und vierzigsten Grade so klein, daß er kaum zween bis drey Schuh hoch wächst *). Der Capwein, der doch vom Rheinweine so unterschieden ist, hat seinen Ursprung von Rhein- und Burgunder Reben.

Eben so augenscheinlich ist die Wirkung des Klima an thierischen Körpern, so wohl der unvernünftigen Thiere als der Menschen. Die andalusischen Schaafe, welche die vortreffliche feine Wolle haben, die so sehr gesucht wird, stammen ursprünglich aus England her, wo die Schaafe doch niemals so feine Wolle haben. Die Pferde, welche man aus Spanien nach Amerika brachte, weil man daselbst ursprünglich keine hatte, sind in einigen Gegenden, nach etlichen Zeugungen, schwächlicher und unansehnlicher als die spanischen geworden; aber in Chili im Gegentheil so vortrefflich, daß sie die besten Paßgänger in der Welt abgeben. Die Rinder,

*) Kalms Reise nach Nordamerika.

Pferde, Schaafe und Schweine, die man aus England nach Pensylvanien gebracht hat, haben in der vierten Zucht schon die Größe der englischen verlohren, und werden dem Vieh, so daselbst gewöhnlich ist, an Größe gleich *).

Diese Wirkungen des Klima findet man ebenfalls an den Körpern der Menschen auf eine unleugbare Art. Die Mohren werden in Europa nach und nach weiß, ob sie sich gleich mit Personen von ihrer Nation verheirathen. Eben dieses begegnet den Europäern in entfernten Himmelsgegenden. Die Colonien der weißen Portugiesen auf der Westküste von Africa, sind endlich wie die Mohren schwarz worden, ob sie sich gleich noch aus Hochmuth Weiße nennen; sie haben krause Haare, eingebogne Nasen, und dicke Oberlippen bekommen, ob sie sich gleich immer mit Personen von ihrer Völkerschaft verheirathet haben. Die rauhen und kriegerischen Celten wurden unter dem asiatischen Himmelsstriche ganz verdorben, und ihr harter Körper nahm die morgenländische Weichlichkeit an. Die muthigen Longobarden, Gothen und Normänner, nahmen bald die weichliche Natur der Gallier, Italiener und Spanier an. Die holländischen Colonien in Batavia sind gänzlich von der Natur der übrigen Holländer ausgeartet; sie sind nicht mehr das arbeitsame Volk ihrer Vorfahren, sondern sie sind völlig in die asiatische Weichlichkeit und in den stolzen Pomp versunken, der den Einwohnern der Morgenländer seit je her angehangen hat. Eine kurze Entfernung, die mit einigen besondern Umständen verbunden ist, bildet oft Menschen von merklich unterschiedner Leibesgestalt. Die Indianer gleich unter den Cordilleras gegen die Südsee, sind beynahe so weiß als die Europäer; denn sie sind der heftigen und brennenden Sonnenhitze nicht so bloßgestellt. Es ist bey ihnen eine beständige Windstille, so, daß man niemals die geringste Bewegung der Luft verspürt. Denn die hohen Gebürge schützen sie vor dem anhaltenden, heftigen Ostwinde, der fast über eine Meile hoch über ihrem Kopfe streicht. Wendet man sich aber von den Cordille-

*) Kalm ebendaselbst.

Cordilleras gegen die Küste, so empfindet man schon den Wind, und die Indianer sind kupferfärbig, und haben weder Bart noch sonst einiges Haar am Leibe, außer auf dem Kopfe *).

Die Naturforscher und Aerzte müssen die Wirkungen des Klima und der jedesmaligen Witterung in den menschlichen Körper, eingestehen. In England geschieht der meiste Selbstmord zu Anfang und Ende des Winters, wo der schädliche Nordostwind bläst. Denn zu der Zeit regieren die bösen Fieber und Flüsse mehr und länger, weil dieser Wind die faulen Ausdünstungen aus den Morästen von Nordfolk, Suffolk und Esser mit sich bringt **).

In Rom werden die meisten Uebelthaten in den zween Monaten der größten Hitze ausgeübt, welches man dem allzusehr erhitzten Geblüte zuschreibt, doch mag das Recht der Freystädte in den Kirchen auch nicht wenig dazu beytragen. Man hat auch so gar bemerkt, daß die Menschen in einem Lande mit den Thieren unter diesem Klima einige Aehnlichkeit haben. Muralt sagt von den Engländern, daß sie eine große Aehnlichkeit mit ihren Doggen haben. Beyde sind stille, hartnäckig, träge, können nicht viel Beschwerlichkeit ausstehen; sie sind nicht zänkisch, aber unerschrocken auf den Kampf erpicht. Doch finden andre diesen Unterschied, daß die Doggen außer England viel schlimmer, die Menschen aber viel biegsamer werden ***).

Aus diesen Beobachtungen erhellet, daß die unterschiedne Beschaffenheit des Himmelsstriches in Pflanzen und thierischen, folglich auch menschlichen Körpern, sehr wichtige Veränderungen hervorbringen kann. Nun trägt die Lage des menschlichen Körpers zu der Lebhaftigkeit, Trägheit, Stärke und Schwäche des menschlichen Geistes vieles bey; ich will nicht behaupten, daß der ganze Grund aller menschlichen Vorstellungen daher seine Veränderungen nehme. Also muß

*) Bouger Reise nach Peru.
**) Keyßlers Reisen.
***) Muralt lettres sur les Anglois. Lettr. 3.

das Klima einen merklichen Einfluß, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar, in den menschlichen Geist haben. Der Charakter der Menschen unter verschiednen Himmelsstrichen, muß also nicht ein und eben derselbe seyn, wenn man andre Umstände beyseite setzt, welche die Wirkungen des Klima hindern können. Je verschiedner die Himmelsstriche sind, desto verschiednere menschliche Charaktere müssen sich zeigen. Je einförmiger zween Himmelsstriche sind, desto näher muß sich die Denkungsart zwoer Nationen kommen. Man darf hier den Einwurf von einerley Polhöhe, wo man verschiedne Charaktere der Völkerschaften entdeckt, nicht anbringen; weil die Polhöhe das Klima noch lange nicht erschöpft, und dieser Einwurf bereits vorher widerlegt worden. Wenn Helvetius den Menschen von den Thieren unterscheidet, so sagt er, der Mensch ist ein Thier, welches unter allen Himmelsstrichen lebt. Allein dieses hebt den Satz noch nicht auf, welchen ich erst behauptet habe.

Es ist wahr, ein Affe und ein Elephante kann nicht in den Eisgebürgen von Lappland leben, und der Mensch kann allenthalben auf dem Erdboden leben. Aber lebt er allenthalben gleich gut, wenn er einmal an ein Klima gewohnt ist? Der Hottentote würde so elend am Polarzirkel leben, als der Lappe am Vorgebürge der guten Hoffnung.

Ein jedes Land hat seine Gewächse, die es zu einer grössern Vollkommenheit bringt, als andre Länder. Hier kömmt das Getraide besser fort, und dort sind edlere Reben *). Der Verstand wächst auch nicht allenthalben gleich gut, welches aus dem Folgenden noch deutlicher erhellen wird. Das Klima verschlimmert entweder den Verstand der Kolonisten, oder es verbessert ihn, nachdem es ihrem Körper vortheilhaft oder schädlich ist; wiewohl das erstere immer eher zu vermuthen ist, als das letztere.

Den Unterschied der Himmelsstriche zu finden, ist es eben nicht nöthig, mit den Alten von einem Parallelzirkel zum andern

*) Virgil. Georg. l. 1.

Hic segetes, illuc veniunt felicius uvæ.

andern zu reisen. Man findet oft in einem Lande mehr als ein Klima. Die Stadt Cervia hat zu Anfange dieses Jahrhundertes ihre ganze Lage verändert; indem sie ehemals eine Vierthelstunde weiter vom Meere entfernt war, wegen der ungesunden Luft aber, die beständig daselbst war, an gegenwärtigen Ort versetzt worden *).

Griechenland war von eben dieser Beschaffenheit. Wie sehr war das Klima von Athen von dem Böotischen unterschieden! Böotien lag unter einem dicken Himmel, und war voll grober Ausdünstungen. Der Dichter von Askra sagt, in seinem Vaterlande wäre der Winter böse, und der Sommer beschwerlich gewesen **). Und doch lag es an dem Fuße des berühmten Helikons. Daher brachte es dicke und starke Einwohner hervor, welche unter den Griechen nicht die höflichsten und sinnreichsten waren. Daher hielt man es für einerley, unter einem dicken Himmel gebohren oder dumm zu seyn ***).

Das attische Gebiete hingegen genoß einer heitern und reinen Luft; daher gab es unter den Griechen die schönsten Körper, die vor allen andern wegen ihrer Regelmäßigkeit berühmt waren. Wem ist das feine und gesittete Wesen der Athenienser unbekannt, welches ihnen so viele Lobsprüche, Bewunderer und Nachahmer zuwege brachte? Plato dankte den Göttern, daß er in Griechenland, und nicht in der Barbarey, zu Athen, und nicht zu Theben gebohren wäre; obgleich letzteres nur 20,000 Schritte von Athen lag, und durch den Fluß Asopus davon getrennt wurde; aber Athen hatte eine mittägige und Theben eine nordliche Lage. Huart behauptet, daß die Spanier, nach der verschiednen Lage der Provinzen, so wohl im Bau des Körpers, als in Sitten, unendlich von einander unterschieden wären. Der Unterschied der Sitten äußere sich schon an den Orten, die kaum eine kleine Meile weit von einander entfernt sind; so daß die Mannichfaltigkeit des

*) Keyßlers Reisen.

**) Hesiodus in ἔργ. v. 639.

***) Vervecum ex patria crassoque sub aere natus.

des Genies unter den Einwohnern eines sehr kleinen Strichs ganz unglaublich sey.

Obgleich der Einfluß des Klima in den Charakter einzler Personen sehr schwer zu bestimmen ist, so ist es doch mit dem Hauptcharakter ganzer Nationen ganz anders beschaffen. Dieser Hauptcharakter besteht theils in der unterschiednen Beschaffenheit des Körpers, theils der Seele, wohin man so wohl den Verstand als die mannichfaltigen Neigungen zu Tugenden und Lastern rechnen muß.

Diese eigne Bestimmung der Kräfte der Seele und des Körpers, welche man den ursprünglichen Charakter einer Nation nennen könnte, ist oft unter der Hülle gesellschaftlicher Bedürfnisse und sittlicher Eigenschaften so tief versteckt, daß er sich unsern Augen gänzlich entzieht. Daher entstehn die Widersprüche und Streitigkeiten über den Charakter ein und eben derselben Nation. Mit beßrer Zuverläßigkeit aber kann man von denjenigen Völkern reden, bey welchen man diese Hindernisse nicht findet. Also findet man, daß die Nationen, deren Sitten nicht so sehr durch die mannichfaltigen, gesellschaftlichen Bedürfnisse und andre mächtige Triebfedern der menschlichen Seele bestimmt sind, in Ansehung ihres Hauptcharakters, eine sehr große Aehnlichkeit mit einander haben. Denn da sie meistentheils von natürlichen Ursachen angetrieben werden, und die sittlichen also sehr wenigen Einfluß auf sie haben können, so folgt diese Aehnlichkeit unausbleiblich. Daher müssen die ursprünglichen Charaktere der Nationen anfänglich nicht sehr von einander unterschieden gewesen seyn. Und dieses ist die wahre Ursache, warum unter den Wilden, besonders in Amerika, die mehr von natürlichen als sittlichen Bedürfnissen angetrieben werden, und unter den Völkern, kurz nach der Sündfluth, eine bewundernswürdige Aehnlichkeit ist. Daher lassen sich die Züge des einen Charakters mit dem andern auf eine fruchtbare und heuristische Weise vergleichen.

Dieses

Dieses Hülfsmittels hat sich Goguet mit großem Vortheil in den ältesten Zeiten bedient, wenn ihm Denkmahle fehlten, den Erfindungen des menschlichen Geistes nachzuspüren.

Diesen unterscheidenden Charakter lernt man am besten aus solchen Nationen kennen, welche weit von einander entfernt sind, wenn man sie mit einander vergleicht. Denn obgleich Völker, die einander benachbart sind, auch National-Unterschiede haben können, so sind sie doch nicht so offenbar, und laufen öfters so in einander, daß sie das schärfste Auge verwirrt machen.

Man kann diese Hauptcharaktere, die freylich bey manchen einzlen Personen wegen vieler Hindernisse eine Ausnahme leiden, nach den drey großen Himmelsstrichen, dem kalten, gemäßigten und warmen, abtheilen. Die Einwohner dieser Gegenden haben ein sehr unterschiednes Klima. Dieses hat einen sehr verschiednen Einfluß in ihren Körper; folglich müssen auch ihre Seelenkräfte in der Anlage und Ausübung sich auf eine sehr verschiedne Art äußern.

Eben dieser Einfluß des Klima in den menschlichen Körper, und die damit verbundnen Seelenkräfte, ist den Alten nicht unbekannt gewesen. Vitruvius drückt sich von dem Einfluß des Klima in den Körper folgendermaßen aus. Unter einem gemäßigten Klima kommen gemäßigte Körper hervor. In den kalten Gegenden, wo die Sonnenhitze die Säfte nicht austrocknet, findet man große Körper und eine rauhe, harte Stimme. Die Einwohner haben eine weiße Farbe, gerade und rothe Haare, blaue Augen, und sind vollblütig. Unter dem hitzigen Klima findet man kurze Körper, eine braune Farbe, krause Haare, schwarze Augen, schwache Beine und wenig Blut. Hierauf zeigt er auch den Unterschied der Gemüthskräfte an. In den mittägigen Gegenden sind die Menschen, wegen der geringen Menge des Bluts, furchtsam, aber wegen der feinen Himmelsluft denken sie lebhafter, geschwinder und hurtiger; aber die Tapferkeit ist nicht

ihr

ihr Erbtheil, sondern sie werden im Streit leicht überwunden. In den nordlichen Gegenden sind die Einwohner von einer langsamen Denkungsart, zum Kriege gebohren und abgehärtet, sie stürzen ohne Furcht mit aller Macht in den Feind, aber, wegen ihrer trägen Gemüthskräfte, ohne Ueberlegung. *)

Laßt uns diese National-Unterschiede näher betrachten. In dem nordlichen Klima herrscht eine kalte und dicke Luft. Diese wird immer kälter und dicker, je näher man an die Pole kömmt; welches die Reisenden, und besonders die französischen Meßkünstler, zur Genüge bestätigt haben, und welches auch die Natur und Lage der Erdkugel mit sich bringt. Daher ist das Blut der Bewohner dieser Gegenden in seinem natürlichen Zustande beständig in einer trägen Bewegung, und die Kälte verursacht, daß sie viel weniger ausdünsten, als die Bewohner der südlichen Länder. Dieses hat in den Bau und die Lage ihres Körpers den größten Einfluß. Er wird fest und stark, und gelangt zu einer höhern Statur als in den südlichen Gegenden. Daher haben wir in der alten nordischen Geschichte so viele Riesen; und ob sie zwar mit vielen Fabeln vermischt ist, so wäre es doch unbillig, unter dieser Hülle nicht einige Wahrheiten zu finden. Doch machen die Völker, die sehr tief in Norden wohnen, z. E. die Lappen, eine Ausnahme, welche auch darinn den Pflanzen ihres Klima nahe kommen, daß sie von einer kurzen Leibesgestalt sind; aber doch kein Zwerggeschlecht, wie einige fabelhafte Geschichtschreiber vorgegeben haben. Die Festigkeit und Stärke des Körpers der Einwohner gegen Norden, die Rauhigkeit und Strenge der Witterung, welche sie von Kindheit an abhärtet und zu der feinen Empfindung der Wollüste und eines weichlichen Lebens ungeschickt macht, ist Ursache, daß sie ohne Furcht die größten Beschwerlichkeiten des Lebens ausstehen, vor welchen ein Weichling erschüttert. Als Freunde und Liebhaber des Todes, sind sie unerschrocken im Streit. Ein glücklicher Irthum, daß sie von der Furcht des Todes nicht

*) Vitruvius L. 6. c. 1.

nicht geplagt werden! *) Daher ist die Menge tapfrer und verwegner Krieger entstanden, welche ehemals die mittägigen Gegenden unters Joch gebracht haben. Man hat angemerkt, daß die großen Revolutionen und Eroberungen gemeiniglich von Norden angefangen und glücklich von statten gegangen; da die Eroberungen von Süden gegen Norden niemals, oder selten so gar glücklich, ausgefallen.**) Daher ist es wider alle Erfahrung, und ein bloß partheyischer Gedanke des Systems, wenn Helvetius vorgiebt, die Tapferkeit wäre über den ganzen Erdboden gleich ausgebreitet. Man findet Völker, die von Natur Knechte zu seyn scheinen, und andre, welchen die Herrschaft über ihre Brüder an der Stirne steht. Die Geschichte von Asien kann diese Wahrheit bezeigen. Asien ist dreyzehnmal unters Joch gebracht worden; eilfmal von den nordischen Völkern; aber von den mittäglichen nur zweymal. Hierzu kommen noch die Bedürfnisse des Klima. Eine Nation, die mit allen Bequemlichkeiten reichlich versehen ist, hat selten eine Neigung zur Tapferkeit; da aber die nordischen Völker nicht so überflüßig mit den Mitteln versehen sind, welche zu ihrer Bequemlichkeit gehören, so müssen sie auch einen größern Anspruch auf die Tapferkeit haben, als die mittäglichen Völker. Daher ist es eine Folge des Klima, daß die mitternächtlichen Völker nicht weichlich, noch dem strotzenden Pomp der asiatischen Völker unterworfen sind. Ihre besondre Treu und unverfälschte Redlichkeit hat sich seit je her die Verehrung und Aufmerksamkeit ihrer Nachbarn zugezogen. Die Kälte des Klima erhält sie in einer natürlichen Munterkeit und Stärke, daß sie niemals in die Faulheit der mittägigen Völker verfallen, deren größtes Vergnügen in der Unthätigkeit besteht, und welche die Faulheit für das größte Gut

*) Lucan. l. 1.
Omnis in arctois populus quicunque ruinis
Nascitur, indomitus bellis et mortis amator.
Felices errore suo, quos ille timorum
Maximus haud urget lethi timor.

**) Man lese Fr. Baconi Sermones fideles. p. 270.

Gut diesseits des Monden halten. Sie sind von Natur nicht so heimtückisch und boshaft als die südlichen Völker; ob sie gleich itzo, durch den Umgang und die Betrügereyen benachbarter Völker, vieles von ihrer alten Redlichkeit verlohren haben.

Man hat die Beobachtung gemacht, daß die giftigen Thiere in der Heftigkeit des Gifts zunehmen, je näher man der Linie kömmt; und gegen Norden immer stuffenweise etwas von den schädlichen Wirkungen ihres Gifts verliehren. Dieses kann man aus eben dem Grunde von den Lastern der Völker behaupten; sie nehmen zu, je näher man der Linie kömmt, und verliehren vieles von ihrer Stärke gegen Norden, wo die Heftigkeit der Leidenschaften viel geringer wird. Doch scheinet dieses bey einigen amerikanischen Völkern eine Ausnahme zu verdienen.

Die Einwohner von Peru schmachten itzo in einer völligen Trägheit; besonders diejenigen, welche noch von den alten Indianern herstammen. Allein die Staatskunst der Spanier, die gewaltige Unterdrückung, Sclaverey und Verachtung dieser Völker, können die Wirkungen des Klima gehindert haben. Denn die alten Bewohner dieser Gegenden, ehe sie von den Spaniern unters Joch gebracht worden, waren, nach der Erzählung des Garcilaßo, von einer ganz andern Beschaffenheit. Wiewohl die Einwohner dieser Gegend, wegen der hohen Lage ihres Landes, mehr unter das gemäßigte als heiße Klima gehören. Wegen der trägen und langsamen Bewegung des Bluts sind die nordischen Völker viel ernsthafter und bedächtlicher in Worten, als die gegen Mittag wohnen. Die liebste Beschäfftigung eines Negers ist ein unaufhörliches Plaudern. Er giebt das Vergnügen des Schlafs, nach einem Tage voller Arbeit, willig hin, wenn er sich satt plaudern kann. Man kann ihm keine schwerere Strafe, als das Stillschweigen, auflegen. Diese langsame Denkungsart der nordischen Völker ist aber auch mit Einfalt und einem Mangel an Lebhaftigkeit verbunden. Daher sind die Künste und Wissenschaften, welche eine große Stärke der

Einbil-

Einbildungskraft erfodern, in Norden niemals oder selten mit einem glücklichen Fortgang getrieben worden. Man findet z. E. keine große Mahler und Dichter unter ihnen; wiewohl man noch eher ein gutes Gedichte, als ein Gemählde, das eines Raphaels werth wäre, unter denselben antreffen wird.

Wie die Pflanzen bey der großen Sonnenhitze zu viel ausdünsten, und daher ihre Stärke verliehren, so ist es auch mit den Körpern der Einwohner in dem heißen Klima beschaffen. Ihr Körper reicht nicht an die Festigkeit, Stärke und Größe der nordlichen Völker; sondern sie sind meistens klein, mager und schwächlich. Sie können nicht viel Ungemach ausstehen. Ihre Seele nimmt Theil an der Schwäche des Körpers, und ist feig, verzagt und verzärtelt. Die große Hitze macht ihre Fiebern schlaff, und vermindert ihre Elasticität; daher müssen auch die Kräfte ihrer Seele außerordentlich geschwächt werden. Daher dürfen wir aus diesen Ländern kein Werk des menschlichen Geistes erwarten, welches der Zeit Trotz bietet, und eine große und lang anhaltende Anstrengung der Seelenkräfte erfodert. Die Weichlichkeit dieser Völker war den Alten schon genugsam bekannt. *) Doch sind ihre Leidenschaften, wegen der Zärtlichkeit ihrer sinnlichen Werzeuge und der daraus entstehenden heftigen Einbildungskraft, von der größten Lebhaftigkeit und Hartnäckigkeit. Daher haben sie einen ungewöhnlich starken Trieb zur Geilheit und Grausamkeit, wovon uns die Beyspiele unglaublich scheinen würden, wenn sie nicht glaubwürdige und unpartheyische Reisende bestätigten. Sie sind voll List, verschlagen, tückisch, unbeständig und boshaft, und doch dabey große Liebhaber der Faulheit, daß oft Prügel zu schwach sind, sie daraus zu reissen. Daher geben die Indianer dem höchsten Wesen den Nahmen Pananad, oder des Unbeweglichen. Hier kömmt der

*) Lucan. l. 1.
Quidquid ad eo os tractus mundique teporem
Labitur, emollit gentes clementia coeli.

der Verstand eher zur Reife, als in den nordischen Ländern; aber er hört auch eher wieder auf. Dieses gründet sich auf die Beschaffenheit ihrer Körper, welche viel eher zur Vollkommenheit gelangen, als in andern Ländern; denn in den wärmsten Gegenden werden die Mädgen schon im achten Jahre mannbar, und gebähren schon im neunten: aber sie hören auch zeitiger auf, fruchtbar zu seyn; denn im zwanzigsten Jahre gehören sie schon unter die runzlichen Matronen. Mahomet heyrathete die Cadhisja im achten Jahre ihres Alters.

Das gemäßigte Klima ist unstreitig das allervortrefflichste, was den Einfluß in den menschlichen Verstand anbetrifft. Es hält die Mittelstraße von den zween entgegengesetzten Himmelsstrichen; und wie es seine eigne Vorzüge hat, so nimmt es noch an den Vorzügen der zween übrigen Theil. Zwar müssen auch ihre Fehler auf dasselbe zurückfallen, aber nicht in einem so hohen Grade. Eine reine und gemäßigte Luft bringt schöne Körper und geschicktere Organe hervor, dadurch die Seele fähiger wird, die äußern Eindrücke auf eine proportionirte Art anzunehmen. Dieses erhellet aus dem Beyspiel der Griechen. Obgleich ihre Erziehung vieles beytrug, ihren Körper vollkommen zu machen, so lag doch die Grundursache davon in der glücklichen Lage ihres Landes. Eine gemäßigte Witterung regierte durch alle Jahrszeiten hindurch, und die kühlen Winde aus der See überstrichen die wollüstigen Inseln im jonischen Meere und die Seegestade des festen Landes. Ein solcher Himmel, sagt Hippokrates, bildet unter Menschen die schönen und wohlgebildeten Geschöpfe und Gewächse, und eine Uebereinstimmung der Neigungen mit der Gestalt. *) Da dieses Klima gleichsam aus dem Kalten und Warmen zusammengesetzt ist, so muß es sehr unterschiedne Charaktere wirken. Daher findet man eine so große Mannichfaltigkeit in den Sitten der europäischen Nationen. Wie unterschieden sind die Spanier und Franzo-

*) Winkelmanns Nachahmung der Griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunst.

Franzosen? ob man gleich diesen Unterschied nicht allein aus dem Klima herleiten darf. Wie sehr ist der Engländer von dem Franzosen entfernt? Der letzte ist offenherzig und gefällig; der erste zurückhaltend und heftig. Er verfällt immer aufs äußerste, und ist in der Mittelstraße außer seinem Element.

Man findet wohl allenthalben Verstand; aber gleichwie eine Pflanze nur unter dem Klima wächst, welches ihrer Vollkommenheit angemessen ist, so kömmt auch der Verstand nicht allenthalben fort, wenigstens nicht gleich gut. Daher findet man unter diesem Klima die größten Geister, und in der größten Anzahl. Hier ist vorzüglich die Wohnung der Künste und Wissenschaften; hier blühen sie in der größten Vollkommenheit. Ja die Vorzüge des Geistes und Geschmacks scheinen bloß an das gemäßigte Klima gebunden zu seyn. Selbst unter den Indianern können sich diejenigen einer größern Vollkommenheit ihrer Seelenkräfte rühmen, die wegen der besondern Lage ihres Landes nicht unter den hitzigen, sondern gemäßigten Himmelsstrich gehören. Die Einwohner von Kachemire, welche rund herum mit Barbarn umgeben sind, sind die geistreichsten und witzigsten Köpfe unter allen Indianern, wegen ihres gemäßigten Klima. Sie haben zu der Dichtkunst und den Wissenschaften eben so viel Neigung, wie die Persianer und ehmaligen Peruaner, und besitzen dabey mehr Fleiß und Arbeitsamkeit, als alle ihre Nachbarn. *)

So war Kleinasien in den alten Zeiten, und die benachbarten Gegenden beschaffen. Eine fruchtbare Mutter großer Köpfe und vortrefflicher Männer in mancherley Künsten und Wissenschaften. Hier entstanden Weltweise, die ihrem Vaterlande die größte Ehre brachten; als Thales von Miletus, Anarimander und Anaximenes, Pythagoras von Samos, Heraclit und Hermagoras von Ephesus, Chrysippus von Solis, Zeno von Cyprus, Anaxagoras von Klazomena, Theophrast von Eleffus, u. s. f.; berühmte Aerzte, Hippokrates,

*) Bernier Th. X. der allgem. Reis.

Simus und Apollonius; viere von den sieben Weisen, als Pittacus von Mitylene, Bias von Priene, Kleobulus und Thales; Geschichtschreiber, Hekatäus, Pherecides, Theopompus, Ephorus, Ktesias; Dichter, die noch die Bewunderung der Nachwelt verdienen, Homerus, Hesiodus, Archilochus, Tyrtäus, Anakreon, Arion, Sappho, Alcäus, Phocylides, Bion, Simias, Aratus u. s. f.

Man könnte diese Betrachtungen über die höchstverschiednen Charaktere der Menschen, in so fern sie einigermaßen vom Klima herrühren, noch weitläuftiger ausführen; ich will aber itzo noch einige besondre Betrachtungen über die Wirkungen des Klima auf den menschlichen Verstand anführen, in so fern sie auf richtige Beobachtungen gegründet sind. Ich habe schon oben bemerkt, daß ein Klima den Körper des Menschen in einer kürzern Zeit zur völligen Vollkommenheit bringt als das andre; eben dieses läßt sich auch von dem menschlichen Verstande behaupten. Aber wie eine Pflanze, welche im Triebhause, durch die Kraft der Wärme, plötzlich zur Reife gelangt, aber auch plötzlich vergeht; so ist es auch mit dem menschlichen Körper und Verstande beschaffen. In Carthagena denken und reden die Kinder von zwey bis drey Jahren ordentlicher und vernünftiger, als in Europa Kinder von sechs bis sieben Jahren. *) Die Einwohner in Pensylvanien, und den benachbarten Ländern, kommen eher zu reifen Jahren, erhalten eher Verstand, und werden auch eher alt, als in Europa. Es ist da nichts seltnes, Kinder zu sehen, die auf die vorgelegten Fragen so lebhafte und fertige Antworten ertheilen, daß man sich nicht genung darüber verwundern kann; recht als wenn sie alte Leute wären. Sie erreichen aber auch diejenigen Jahre nicht, zu welchen die Europäer gelangen; und es ist fast ein unerhörtes Beyspiel, daß ein dortgebohrner achtzig oder neunzig Jahre alt wird. So gar die Bäume sind von der Beschaffenheit der Einwohner. Denn die Schiffe, die aus amerikanischem Holze gezimmert sind,

*) Ulloa Reise nach Peru.

sind, dauern kaum sechs, acht oder zwölf Jahre. Ein älteres, so man brauchen kann, wird für ein Wunder gehalten. *)

Das Klima hat einen großen und merklichen Einfluß auf die Erfindungen, welche von einem Volke gemacht werden; ja es bietet bisweilen durch seine Güte den Erfinder auf, indem es ihm die Erfindungen so nahe vorlegt, daß er fast nur darnach greiffen darf. Die Erfindung des Ackerbaues geschah vermuthlich in den Gegenden, die einen leichten, fruchtbaren und nicht schwer zu bearbeitenden Boden hatten, als in Mesopotamien, Aegypten, China und Palästina. Wenn ein Klima verbessert wird, so muß es nothwendig zu neuen Erfindungen Gelegenheit geben. Wäre Deutschland noch das rauhe, kalte, sumpfichte und waldigte Land, wie zu den Zeiten des Tacitus, so würden ihm gewiß viele Erfindungen mangeln.

Ja die besondern Umstände eines Klima geben zu besondern Erfindungen Gelegenheit. Cicero hat bemerkt, daß Etrurien viel Zeichendeuter hervorgebracht hat; weil dieses Land selten einen heitern Himmel hatte, und die verschiednen wunderbaren Gestalten der Wolken die Aufmerksamkeit der Einwohner erregten, wodurch ihre Einbildungskraft erhitzt wurde, welche in diesem Zustande gerne Wunder schafft. Chaldäa brachte die ersten Sternseher hervor; denn in diesem Lande ist fast beständig ein heitrer Himmel. Es liegt in einer unermeßlichen Ebene, wo die freye Aussicht weder durch Berge noch durch andre Gegenstände unterbrochen wird. Hier sind ungeheure Sandmeere, welche der Wind beständig bewegt, und die Straßen verweht; daher sind die Sterne die einzige Hülfe, den Weg zu finden; auch verstattet die unmäßige Hitze nicht, bey Tage zu reisen.

So viele ganz besondre Umstände des Klima drungen die Chaldäer gleichsam mit Gewalt, ihre Augen auf den gestirnten Himmel zu heften, und am Firmamente einen Wegweiser zu suchen, den sie auf der Erde nicht fanden. Die jährliche Ueberschwemmung des Nils in Aegypten, welcher

*) Kalms Reise nach Nordamerika.

durch den zurückgelaßnen Schlamm die Gränzen der Eigenthümer unkenntlich macht, gab Gelegenheit, die Aecker zu messen, und legte nach und nach den Grund zur Geometrie. Diese Ueberschwemmung trägt zu der Fruchtbarkeit des Landes unendlich vieles bey; daher bleiben auch die Oerter unbebaut und wüste, die der Nil überschwemmt. Deswegen führte man eine Menge Canäle aus dem Flusse, um das übrige Land zu wässern. Osiris ließ an beyden Seiten des Nils Dämme und Schleußen bauen, das Land nach Beschaffenheit der Umstände zu wässern. Eben deswegen legte man auch den See Moeris an, und dieses gab Gelegenheit zu Erfindung des Nivellirens. *) Daher wurden bald Marken oder Nilmesser gesetzt, deren einige von den Califen sehr prächtig erbaut worden, die der Nil nicht wegschwemmen konnte. Dieses kann wenigstens die erste Ursache zu der Erfindung der Geometrie gegeben haben; ohngeachtet sich dieses nicht auf den gegenwärtigen Zustand von Aegypten anwenden läßt. Denn itzo mißt man die Felder nicht mehr aus, um sie nach der Ueberschwemmung des Nils wieder zu erkennen. Nun haben sie ihre Gränzen, die der Nil nicht wegreißt, und die Einwohner wissen sowohl nach als vor der Ueberschwemmung, was ihnen zugehört. Allein, weil die Eigenthümer ihr Land alle Jahre an verschiedne Bauern verpachten, und ein jeder ein größer oder kleiner Stück pachtet, so muß dasselbe nothwendig gemessen werden, um so viel mehr, da der Pacht nicht in Getraide, sondern in Gelde, und zwar ein gewisses für jeden Morgen, bezahlt wird. **)

Aber wie das Klima zu der Erfindung und Verbesserung einer Kunst beförderlich seyn kann, so kann es auch durch besondre Eigenschaften die Kunst hindern. Die Portraitmahlerin in Pastel wird von den Engländern nicht besonders geschätzt; und die Engländer schieben die Ursache dieser Geringschätzung selbst auf ihr Klima, welches die Erhaltung der Pastel-

*) Goguet.

**) Grangers oder eigentlich Tourtechots Reise nach Aegypten.

Pastel-Gemählde verhindert; aber vielleicht hat ihr Handlungsgeist weit mehr Antheil daran, welchem zufolge sie die Werke dieser Art mehr nach der Dauer, als nach der Geschicklichkeit des Künstlers, bezahlen wollen *). So war schon in alten Zeiten das Klima in Aegypten der Schiffahrt schädlich und hinderlich; denn das Land bringt zum Schiffbau kein taugliches Holz, welches im Gegentheil die Phönicier vom Libanon im Ueberfluß hatten; überdieses sind die Küsten von Aegypten ungesund, und haben wenig Häfen.

Eben so merklich ist der Einfluß des Klima auf die Sprache. Ein angenehmer Himmelsstrich, welcher feine Organe bildet, macht auch die Sprache eines Volkes lieblich, harmonisch, und zur Musik bequem; ein rauher Himmelsstrich macht aus der gegenseitigen Ursache eine rauhe, unangenehme, mit Consonanten überhäufte Sprache; unter einem Klima, wo der Körper schwach und entnervt ist, herrscht auch etwas Mattes und Langweiliges in der Sprache. In Cartagena, Portobello und Panama haben die Einwohner eine ganz besondre Art, die Worte auszusprechen. Wie manches Volk etwas Stolzes, Angenehmes oder Abgebrochnes in der Aussprache hat, so haben diese Einwohner etwas so Lasses, Träges und Ohnmächtiges in der Sprache, daß es denen, die zuhören, höchstverdrüßlich fällt. Dieses rührt von dem kränklichen Zustande her, darein die Einwohner durch die große Hitze versetzt werden **). Alle nordische Sprachen sind mit Consonanten überladen, welches ihnen oft ein unfreundliches Ansehen giebt. In der griechischen Sprache hingegen sind die Vocalen mit jenen dergestalt abgewechselt, daß ein jeder Consonante seinen Vocalen hat, der ihn begleitet ***).

Auch die Staatsverfassung eines Volkes, und die größten Veränderungen in den Reichen, hängen bisweilen vom Klima ab. In den südlichen Ländern herrscht fast durchgängig die Monarchie, und die Einwohner scheinen wegen ihres

*) Brittische Bibliothek B. 1. S. 122.
**) Ulloa l. c.
***) Winkelmann l. c.

weibischen und weichlichen Temperamentes, gebohrne Sclaven zu seyn. Die freyen Staaten sind fast allein in Europa, wo die Einwohner durch ihr mäßiges Klima eine größere Stärke des Geistes, und einen natürlichen Hang zur Freyheit haben. Die sehr kalten Länder in Asien, gränzen unmittelbar an die Länder eines heißen Klima. Daher sind daselbst starke Völker so gleich den schwächern entgegengesetzt. Daher ist das eine stets der Ueberwundne, und das andre der Ueberwinder. Dieses ist die Ursache, warum in Asien die Sclaverey herrscht. Daher ist Asien so oft unters Joch gebracht worden, nämlich dreyzehnmal. Eilfmal durch die nordischen, und zweymal durch die mittäglichen Völker. In den entfernten Zeiten nahmen es die Scythen dreymal ein, hernach die Meder und Perser, jegliche einmal. Auch geschahe solches von den Griechen, den Arabern, dem Mogul, den Türken, Tartaren und Persern. In Europa aber wird das Klima unmerklich etwas kälter, wenn man von Süden gegen Norden geht. Daher besitzen diejenigen, welche an einander gränzen, fast einerley Tapferkeit; folglich hat Europa mehr Anlage zur Freyheit. Daher sind hier, seit dem sich die griechischen und phönicischen Colonien darinn niedergelassen haben, nur vier große Veränderungen bekannt; die erste wurde durch die Eroberung der Römer verursacht. Die zwote geschah durch die Ueberschwemmung der Barbaren, welche die Römer verjagten; die dritte durch die Siege Carl des Großen, und die vierte durch den Einfall der Normänner *). Arcadien brachte die vortrefflichste Weide hervor, daher war es wegen der Menge seiner Hirten berühmt; daher war die erste Bestimmung der Einwohner das Hirtenleben.

Allein da dieses Land einen so fruchtbaren Boden hatte, so war es den beständigen Einfällen derjenigen ausgesetzt, die entweder aus ihrem Eigenthum getrieben wurden, oder die ein beßres Eigenthum suchten; also waren die Arcadier genöthigt zu fechten, und die friedfertigen Hirten wurden bald tapfre Krieger, mit denen sich andre Reiche gerne verbanden.

Die

*) Montesquieu Esprit de loix. L. 17. ch. 3. 4.

Die Tapferkeit schien sich so gar auf ihre Weiber auszubreiten. Als die Lacedämonier wider Tegea zogen, und schon die Ketten bey sich führten, ihre künftigen Gefangnen zu fesseln, wurden sie im Treffen von einem Haufen ihrer Weiber zerstreut, die sich in einen Hinterhalt gelegt, und ihren König, Charilaus, nebst einer großen Menge seiner Leute, mit eben den Ketten banden, die sie mit sich gebracht hatten. Daher wurden sie von andern Völkern, wie itzo die Schweizer, angeworben, und deswegen hatte auch Herkules allezeit Arcadier, wegen ihrer Tapferkeit, zu Hülfe. Aetolien war sehr rauh und bergicht, und daher seiner Lage nach fast unüberwindlich. Die Nation, welche dieses Land bewohnte, war tapfer, unruhig und unbiegsam, weil ihr die natürliche Lage ihres Vaterlandes zu Hülfe kam, daß die gesitteten Völker in Griechenland, welche doch sonst alle wilde Nachbarn unter ihre Gesetze gebracht hatten, ja die Macedonier selbst, sie nicht bezähmen konnten. Sie waren schon in den ältesten Zeiten die ärgsten Räuber in ganz Griechenland, und blieben es viele Jahrhunderte durch, nachdem Theseus, Herkules und andre Helden, diese Räuber sonst allenthalben ausgerottet hatten *).

Ob gleich das Klima in den Verstand, die Tugenden und Laster eines Volkes einen großen und merklichen Einfluß hat, so würde man sich doch sehr irren, wenn man glaubte, daß sie gänzlich davon abhiengen. Sonst würde folgen, daß alle Menschen unter einerley Klima, einen gleich guten oder gleich schlechten Verstand hätten, gleich tugendhaft oder gleich lasterhaft wären. Verstand wächst überall, und man kann seine Größe nicht nach den Parallelzirkeln ausmessen, ob er gleich, wie eine edle Pflanze, nicht allenthalben gleich gut wächst. Tugend und Laster können unter allen Himmelsstrichen fortkommen, ob gleich ein Klima den Menschen mehr Reizungen zum Laster gewähren kann, als das andre. Die gegenseitige Meynung hat Montesquieu niemals behauptet, wie ihm mit

*) Allgemeine Welthistorie B. 5. C. 17.

Unrecht vorgeworfen worden *). Aber er ist in einen andern weit gefährlichern Fehler gefallen, daß er die Religion nach dem Klima abgemessen hat. Man kann zugeben, daß Mahomed viel List und Kunst gebraucht hat, seine Religion nach dem Klima zu proportioniren, damit er die Herzen derjenigen an sich zöge, welche im Morgenlande der Stärke des Klima nicht ausweichen konnten, und die bey der neuen Religion gerne ihre Lieblingsneigungen beybehalten wollten. Allein seine Religion ist wohl den Empfindungen annehmlich, aber sie läßt den Verstand leer; sie erhitzt die Einbildungskraft der Muselmänner durch die Vorstellung der Huris im Paradies, und aller andern Dinge, die den Leidenschaften schmeicheln, aber der Geist bleibt ungesättigt. Sein Gesetz, welches den Wein verbiethet, ist ebenfalls von dem Klima in Arabien hergenommen; allein das Wasser war schon vor ihm das gemeine Getränke der Araber. Aber wie ungereimt ist es, wenn Montesquieu behauptet, die christliche Religion hätte im Morgenlande nicht Wurzel fassen können, weil sie verbiethet, mehr als eine Frau zu heirathen, und wäre daher nur eine Religion für Europa und die kalten Himmelsstriche, wo die Leidenschaften der Menschen nicht so heftig wären. Die christliche Religion gründet sich auf die höchste Vernunft Gottes, und ist der menschlichen Vernunft gemäß, und allen Himmelsstrichen angemessen. Denn wenn sich alle falsche Religionen nur für dieses und jenes Klima schicken, so ist sie gewiß die allgemeine, die sich für alle Menschen schickt. Sonst gäbe es viele sich widersprechende Religionen, die zugleich wahr wären, welches ein so abgeschmacktes Hirngespinste ist, daß es keine Widerlegung verdienet.

So

*) In dem Journal Helvetique, Juin 1748. wo sie folgendergestalt seine Meynung verdrehen:

Le sol est la cause premiere
De nos vices de nos vertus;
Neron sous un autre Hemisphere
Auroit peut être été Titus.

So gewiß und unleugbar die Wirkungen des Klima sind, so muß man doch die Folgen, welche daraus hergeleitet werden, niemals als unbedingt annehmen. Es gehören noch viele Nebenumstände dazu, welche den Einfluß des Klima in den menschlichen Verstand, die Künste und Wissenschaften befördern müssen, und ohne welche das Klima ganz unwirksam scheint. Daher ist so eine Menge Widersprüche entstanden, daher sind so viel Sätze behauptet und von andern verworfen worden, weil man die Wirkungen entweder zu weit getrieben, oder unbedingt vorgetragen und behauptet hat. Ein und eben dasselbe Klima wirkt unter verschiednen Umständen nicht einerley. Den Aegyptiern war die Nähe der Linie, welche macht, daß ihnen die Sterne nicht so schief aufgehen als uns, eine Gelegenheit, sich auf die Sternkunde zu legen, und die Veränderungen der himmlischen Körper zu beobachten; aber wie viele Völker finden wir unter der Linie, welche eine noch bequemere Lage haben, und sich doch niemals auf die Astronomie gelegt haben, weil ihnen die besondern Umstände fehlten, worinn sich die Aegyptier befunden haben. Ein Jahrhundert ist eine fruchtbare Mutter großer Köpfe, wozu vielleicht das Klima auch etwas beytrug; aber wie viel unfruchtbare folgen darauf, wo die andern Umstände fehlen?

Ein Klima, welches einer Kunst günstig ist, ist oft der andern Kunst nicht günstig, welche doch ähnliche Seelenkräfte erfodert. Die Genies der Dichter und Mahler sind einander sehr ähnlich; sie ahmen beyde der Natur nach; sie beschäfftigen sich beyde mit dem sinnlich-schönen Ausdruck, beyde werden von einer erhitzten Einbildungskraft getrieben, wenn sie der Nachwelt zum Muster dienen sollen; aber dem ohngeachtet kommen sie nicht immer zusammen in einem Lande hervor. England hat solche Dichter gezeigt, die es den alten Griechen und Römern stolz an die Seite stellen kann. Wer kennt nicht den schöpferischen Geist und die erstaunenswürdige Einbildungskraft eines Miltons; die Erfindungskraft und tiefe Einsicht in die Leidenschaften, des englischen

Plautus,

Plautus, Sheakespears; das Harmonische eines Pope, das Angenehme eines Wallers, und die wehmuthsvolle Zärtlichkeit des Priors? Aber England kann sich nicht rühmen, daß ein großer Mahler, den es einem Raphael könnte an die Seite stellen, aus seinem Schooße entsprossen ist; ob gleich große Ausländer daselbst gemahlt haben, und man gute Gemählde wohl zu schätzen weiß, und sehr theuer bezahlt. Rubens, van Dyck, Holbein, Kneller, Peter van der Faeß, Closterman, Ferg, Zinke, alle Ausländer, haben in England gemahlt; aber nie haben sie daselbst einen Schüler gezogen, dessen sie sich rühmen könnten.

Die Feinde des Klima, welche die Wirkungen desselben schwächen oder gar leugnen wollen, glauben einen großen Einwurf dagegen zu finden, wenn sie die Nachrichten der alten Schriftsteller in der Geschichte und Erdbeschreibung mit den neuern vergleichen, und einige Widersprüche entdecken. Allein dieser Einwurf hat zwar einigen Schein, aber er ist von keinem Gewichte. Der vorgegebne Widerspruch entsteht bloß aus einer schlechten und seichten Kenntniß, weil sie glauben, das Klima bleibe zu allen Zeiten ein und eben dasselbe. Das Klima des alten Roms würde man itzo vergebens um das neue Rom suchen. Zu den Zeiten des Augustus waren die Winter in Rom noch sehr hart; Horaz beschreibt den Sorakte ganz weiß von Schnee, wie die Wälder um Rom unter der Last des Schnees niedergedrückt, und die Flüsse von der heftigsten Kälte zugefrohren wären *). Aber Addison konnte keinen Schnee auf dem Sorakte sehen, und es muß itzo ein harter Winter in Rom seyn, wenn der Schnee zween Tage liegen soll; ja die Tyber gefriert niemals. Dazu kommen noch andre Ursachen. Die kostbaren Canäle, (cloacæ) die Unreinigkeiten aus der Stadt zu führen, sind zum

*) Horat. l. 1. od. 9.

Vides ut alta stet nive candidum
Soracte: nec jam sustineant onus
Sylvæ laborantes: geluque
Flumina constiterint acuto?

zum Theil verstopft, daraus entstehen gistige Ausdünstungen, besonders wenn man in die Tiefe gräbt. Die Seeküste war ehemals mit Städten und Pallästen besetzt, und sehr gesund; aber itzo ist sie ein stinkendes, morastiges Land, daher viele Klöster von den Mönchen in der heißen Jahrszeit müssen verlassen werden. Das Land um Rom herum ist itzo voll Irrlichter und feuriger Ausdünstungen. Die Hütten, in welchen man Schwefel, Vitriol und Arsenik zubereitet, geben auch ungesunde Ausdünstungen *).

Ist es nun noch Wunder, warum die neuen Römer von den alten so ausgeartet sind? Daß man sagt, ein Land habe noch eben dasselbe Klima, läßt sich gar nicht daraus beweisen, daß es noch eben die Breite hat, wie vor etlichen tausend Jahren; denn es ist oben schon gezeigt worden, daß die Breite allein das Klima noch lange nicht bestimmt. Der Boden um Palmyra, einer Insel in der syrischen Wüsten, ist itzo unfruchtbar, und bringt nichts grünes hervor, außer wenige Palmbäume, nebst einigen andern, die hin und her zerstreut sind; aber zu des Abulfeda Zeiten war Palmyrene ein fruchtbares Land; denn es brachte Salz, Oel, Palmbäume, Früchte, Korn, und hatte beständige Quellen **).

Wie jauchzen die Religionsspötter, wenn sie das itzige Canaan mit den Beschreibungen Mosis vergleichen? Nun muß der göttliche Schriftsteller unter den Streichen dieser starken Geister erliegen. Moses beschreibt das gelobte Land als ein fruchtbares, gesegnetes Land, als ein Land, da Milch und Honig innen floß; nun aber ist es steinigt, unfruchtbar, und ernährt wenige Einwohner. Strabo so gar ist auf der Seite dieser Herren. Er sagt, Moses hätte die Israeliten nach Jerusalem geführt, einen steinigten Ort, der aber einen Ueberfluß an Wasser hätte; aber sechzig Stadia um Jerusalem herum, wäre ein dürres und mit Steinklippen erfülltes Erdreich ***). Allein man sieht aus dieser Beschreibung, daß Strabo

*) Keyßlers Reisen. Th. 1.
**) Allgemeine Welthistorie. Th. II. C. 5. Abschn. 1. §. 177.
***) Strabo l. 16.

Strabo keine gründliche Nachricht von der Geschichte des jüdischen Volkes gehabt hat; daß er nicht von dem ganzen gelobten Lande, sondern nur von einem Striche um Jerusalem redet, und daß er noch einen andern Irrthum begeht, wenn er sagt, daß Jerusalem einen Ueberfluß an Wasser gehabt hat, da es vielmehr einen Mangel daran hatte, welchen man durch kostbare Wasserleitungen ersetzen mußte. In den zwo Ausgaben des Servetus von der Erdbeschreibung des Ptolomäus, findet man auch ein nachtheiliges Urtheil von der Fruchtbarkeit des Landes Canaan *). Calvinus beschuldigte deswegen den Servetus, daß er Mosen für einen Betrüger ausgegeben, und die jüdische Religion verächtlich gemacht hätte. Aber Servetus leugnete vor Gerichte, daß er der Urheber dieser Worte sey; und dieses war auch kein falsches Vorgeben, denn diese Worte findet man schon in der Pirkheymerischen Ausgabe von 1525 **). Allein es sind Ursachen genug da, welche die Veränderung des Klima im gelobten Lande begreiflich machen. Der göttliche Fluch, die Vertreibung der Juden, die heiligen Kriege zwischen den Christen und Muhammedanern, und die beständig herumstreifenden Araber, welche die Straßen unsicher machen. Maundrel fand zwar auf seiner Reise in dieses Land, Felsen und kahle unfruchtbare Berge ohne Erdreich; aber auch allenthalben Gemäuer, wodurch die alten Einwohner das Erdreich in Gestalt der Beete auf den Bergen befestigt hatten, daß es der Regen nicht mit sich fortreißen konnte.

Wie eine jede Ursache und jede Kraft nur unter gewissen Umständen wirkt, und wenn sie nicht gehindert wird; also können fremde Umstände dazu kommen, welche die Wirkungen des Klima hindern. Daher darf man sich gar nicht wundern, daß ein Klima nicht jederzeit einerley Wirkungen hervor-

*) Scias tamen, lector optime, injuria aut jactantia pura tantam huic terræ bonitatem fuisse ad scriptam, et quod ipsa experientia mercatorum et peregre proficiscentium, hanc incultam, sterilem, omni dulcedine carentem depromit.

**) Vogt Catal. libror. rarior. p. 560.

hervorbringt. Der Umgang mit fremden Völkern, kann die Einwohner eines Landes sehr verändern, und neue Sitten zeugen, die vorher gar nicht bekannt waren. Fremde Speisen und Gewürze, die in das Blut einen Einfluß haben, müssen den Charakter einer Nation ändern. Sollte nicht die Einführung hitziger Weine, indianischer Gewürze, Thee und Coffee, einige Veränderung in dem Körper hervorbringen, und die Beschaffenheit seiner Säfte nach und nach, obgleich unmerklich, entweder verbessern oder verschlimmern? Lebensart, Gewohnheiten, veränderter Staat und Erziehung, alle diese Dinge können die Wirkungen des Klima hindern. Daher ist es nicht zu verwundern, wenn die Nationalunterschiede nach und nach entweder gänzlich verlöschen, oder unter neuen Zusätzen unkenntlich werden. Man wird finden, daß Völker, welche diese Veränderungen nicht erlitten haben, noch ihren alten Charakter beybehalten haben; und daß, je mehr dergleichen Veränderungen bey einem Volke vorgehen, desto stärker auch die Veränderung ihres Charakters ist. Die alten Einwohner in Lappland waren gute, einfältige Leute, voller Ehrlichkeit, und ohne allen Betrug; aber da sie oft im Handel betrogen worden, so haben sie die Kunst zu betrügen auch gelernt. Die Römischen Geschichtschreiber mahlen die alten Gallier als große und weiße Körper ab; aber dieses verlohr sich nach und nach, als sie mit den Römern umgiengen, und ihre Gewohnheiten annahmen. Böotien ist wegen seiner dicken Luft, und wegen seiner dummen Köpfe, berüchtigt, und doch sind die größten Geister unter den Alten daselbst gebohren worden, Hesiodus zu Ascra am Helicon, Pindarus und Cebes zu Theben, und Plutarchus zu Chäronea.

Ob gleich durch die gehinderten Wirkungen des Klima, der National-Charakter eines Volkes eine Zeitlang verloren geht, so bleibt doch von denselben meistentheils etwas übrig. Die heutigen Einwohner von Athen sind, wie ihre gleichwohl so oft umgewechselten Vorfahren, eben so aufgeräumt, eben so sinnreich, als die Bewohner der südlichen Gegenden, zu allen Zeiten träge, wollüstig, und zum Theil knechtisch gewesen

sen *). Die Genueser haben noch viel Aehnlichkeit mit den alten Liguriern. Das heutige Sprüchwort der Italiener von denselben, kömmt genau mit dem Beyworte des Ausonius überein, der die Ligurier für Betrüger ausgiebt; denn die Italiener sagen, sie hätten eine See ohne Fische, ein Land ohne Bäume, und Leute ohne Treu und Glauben. Die deutsche Treue findet sich noch itzo unter den Deutschen, wie sie vor Alters war.

Die Franzosen haben ihren Charakter sehr wenig verändert. Man findet sie noch heute zu Tage ihren Vorfahren ähnlich, die zu der Zeit der Kreuzzüge lebten, und bemerkt noch viel Aehnlichkeit, wenn man so gar bis auf die alten Gallier zurückgeht. Diese Nation ist zu allen Zeiten lebhaft, munter, edelmüthig, tapfer, aufrichtig, sehr von sich eingenommen, unbeständig und unbedachtsam gewesen **).

Ob gleich durch die verschiednen Wanderungen der Völker in einem Lande oft ein ganz andres Geschlecht entstanden ist; so haben doch die alten Wirkungen des Klima endlich die Oberhand behalten. Die Gothen und andre fremde Völker, änderten anfänglich die Sitten und zum Theil die Sprache der alten Catalonier, aber das Klima überwog sie endlich. Die Deutschen, die in Gallien einfielen, waren von den Galliern ganz unterschieden, aber nach und nach wurden sie Gallier. Die Angelsachsen wurden in England nach einigen Zeigungen den alten Britten ähnlich. Doch scheinen die Engländer noch etwas von dem unterschiednen Charakter der unterschiednen Nationen an sich zu haben, die sie nach und nach unters Joch brachten. Sie lieben den Trunk, wie die Sachsen, und die Jagd, wie die Dänen; von den Normannen haben sie noch die falschen Zeugen, und von den Römern die Neigung zu blutigen Schauspielen, und die Verachtung des Todes ***).

Eben

*) Zimmermanns Nationalstolz S. 91.
**) Du Clos Betrachtung über die Sitten dieses Jahrhunderts.
***) De Muralt lettres sur les Anglois. Lettre 1.

Eben so, wie gewisse Umstände die Wirkungen des Klima hindern, so dienen andre, sie zu befördern. In Piemont sind nicht allein vornehme, sondern auch geringe Leute, witzig und sehr verschlagen. Dieses leitet Keyßler aus dem wärmern Himmelsstriche Italiens, und zugleich aus der Nachbarschaft der Franzosen, die bald als Feinde, bald als Freunde, daselbst gewesen. Da aber den Einwohnern der Gebirge von Aosta diese zwey Dinge fehlen, so glauben sie kaum, daß außer ihnen noch eine bewohnte Welt sey.

III.

Fortsetzung des Versuchs über die Poesie und die Dichter.

Aus dem Französischen des Abts Trüblet.

XVIII.

In der Prose sind die Sachen das wichtigste; in den Gedichten die Form und der Stil. Man braucht also mehr Gedanken und Verstand in Prose, als in Versen; und das wesentlichste Verdienst dieser letzten, und das sicherste für ihre gute Aufnahme, ist die Vollkommenheit ihrer äußerlichen Gestalt, ihr wohl angebrachter Schwung; daß sie, als Verse betrachtet, gut sind. Das vornehmste Verdienst eines Dichters ist, gute Verse zu machen. Daher rühret größtentheils der Vorzug, den man Racinen über Corneillen giebt; die große Achtung für den Despreaux, für den Rousseau u. s. f.

Man sagt indessen, die Mittelmäßigkeit, die in Prose noch erträglich ist, wäre in Versen unausstehlich. Allein diese Mittelmäßigkeit geht nur die Schreibart und nicht die Sachen an.

Unter allen Schriftstellern ist es für die Dichter am schwersten, vortrefflich zu seyn, und dem ohngeachtet wird ihnen die Mittelmäßigkeit am wenigsten nachgesehen.

Man empfindet wohl, daß es für die Dichter nicht schwerer zu denken ist, als für die prosaischen Schriftsteller, sondern nur schwerer, ihre Gedanken auszudrücken; vielleicht denkt kein prosaischer Schriftsteller so viel, als Corneille.

Mancher, der sich durch seine Verse berühmt gemacht hat, hatte nicht Verstand genug, sich durch die Prose in Ansehen zu bringen.

Ein Gedanke, der uns in Prose sehr einfältig vorgekommen seyn würde, wird in gut gemachten Versen ein feiner Gedanke; der gemeinste erhält dadurch das Ansehen der Neuheit.

Es geht mit den Versen, wie mit dem Gaskonischen Accente, in welchem sehr oft alle Anzüglichkeit der Gaskonischen Einfälle liegt.

Die Dichter können die prosaischen Schriftsteller bestehlen, ohne daß man sie als gelehrte Diebe betrachtet; und man nennt bey einem Dichter nur das einen gelehrten Diebstahl, was er aus einem andern Dichter nimmt, der in eben der Sprache geschrieben hat.

Ein Mensch, der ein Talent zur Dichtkunst hat, kann sich viel Ruhm erwerben, ohne für sich selbst zu denken.

Eine prosaische Redensart enthält manchmal einen sehr schönen Vers. Man singt, anstatt zu reden; und das Ohr ist mehr darüber beleidiget, einen Vers in dieser Redensart zu hören, als der Verstand ein Vergnügen darüber hat, darinn einen schönen Gedanken vollkommen wohl ausgedruckt zu finden. Wenn man diesen Vers indessen in einem Gedichte gefunden hätte, so würde man ihn bewundert haben. Woher rühret dieser Unterschied? Daher, weil dieser Vers, wenn er ausdrücklich dazu gemacht ist, daß er ein Vers seyn soll, sodann das Vergnügen verschafft, welches mit einer überwundenen Schwierigkeit, oder wenigstens mit einem glücklichen Zufalle, verknüpft ist.

Einige

Einige unserer größten Dichter waren Männer, die sich weit unter unsern großen prosaischen Schriftstellern befanden; und diejenigen, die sich wegen ihrer Verse die meiste Achtung erworben haben, sind nicht die, in deren Werken der meiste Verstand zu finden ist. Das Talent, einem Verse eine gute Wendung zu geben, ist von dem, was man den Verstand nennt, sehr unterschieden, in welcher Bedeutung man dieses letzte Wort auch nehmen will, als die Gabe zu denken, oder als die Gabe, seinen Gedanken einen sinnreichen Schwung zu geben.

Die Verse des La Motte und Fontenelle enthalten allen ersinnlichen Witz. Dieses Verdienstes ohngeachtet, liest man sie nicht mit eben dem Beyfalle, als die Verse einiger anderer Dichter; und diese Schriftsteller würden ohne ihre Prose, bey weitem nicht so berühmt seyn. Mittelmäßige Verse, als Verse betrachtet, werden niemals Beyfall erhalten, so sinnreich sie auch seyn mögen. In der Prose hingegen kehret man sich, in Betrachtung der Sachen, so genau nicht an die Schreibart.

Man braucht viel Verstand, um sich durch die Prose in großes Ansehen zu bringen. Man braucht viel Talent, durch Verse dahin zu gelangen.

Zween Schriftsteller haben beyde mit Beyfall in Prose und in Versen geschrieben. Derjenige hat sicher den meisten Verstand, der in Prose der vorzüglichste ist.

Man sage nicht, daß man ein Talent zur Verskunst haben könne, ohne ein Talent zur Prose zu haben; und daß es gute Dichter gebe, die schlecht in Prose schreiben, wie es gute Tänzer giebt, die einen schlechten Gang haben. Ein guter Dichter, der Verstand besitzt, wird allezeit ein guter prosaischer Schriftsteller, und sogar ein besserer prosaischer Schriftsteller als Dichter seyn, wenn er nur auf gleiche Weise in beyden Arten geübt ist. Ein Beweis hievon ist der Herr von Voltäre, dessen Prose viele noch höher als seine Verse schätzen. Ueberdieses liegt der Fehler der mittelmäßigen Prose einiger unserer Dichter, nicht sowohl in der Schreibart,

als in den Gedanken. Sie schreiben gut genug, aber sie denken nicht sonderlich.

Die Prose des La Motte hat einen ungleich höheren Werth über die Prose des Rousseau, als die Verse des Rousseau über die Verse des La Motte nicht haben.

XIX.

Die vornehmste Ursache, warum die besten Uebersetzungen der meisten Dichter so wenig gefallen, ist diese: weil das vornehmste Verdienst des Originals, das Verdienst des Stils, dadurch nothwendiger Weise geschwächt werden muß, und nichts als die Sache übrig bleibt, die nicht selten eine sehr geringe Sache ist.

Wenn die übersetzten Dichter nicht weiter gefallen, so ist es nicht sowohl ein Fehler der Uebersetzer, als der Dichter selbst.

Es ist für die meisten Dichter ein wenig schimpflich, daß sie so viel durch die Uebersetzer verlieren.

Der kleinste Verlust, den ein Dichter, wenn er in Prose übersetzt wird, leiden kann, ist der Verlust der Schönheiten der Versifikation; und wenn die Sachen bey ihm so gut, als die Schreibart wären, wenn er eben so wohl dächte, als er schreibt: so würde er immer noch genug in einer prosaischen Uebersetzung gefallen.

XX.

Die Einbildungskraft muß bey einem Dichter die Beurtheilungskraft übertreffen, und weit übertreffen. Dieses trieb jemand im Scherze so hoch, daß er sagte, ein Dichter dürfe nur so viel Beurtheilungskraft besitzen, als eben nöthig wäre, damit er nicht ganz und gar ein Narr sey.

Ein Grad der Hitze, der niemals nachließe, würde einem Dichter nicht sonderlich vortheilhaft seyn. Er muß frostige Stunden haben, wo er zum Schreiben nicht aufgelegt ist, und wo er das, was er schon geschrieben hat, untersuchen kann. In eben diesen Stunden, worinn man nichts

hervor-

hervorbringen kann, ist man am geschicktesten, von dem, was man hervorgebracht hat, zu urtheilen. Die Beurtheilungs- und Einbildungskraft haben schwerlich auf einmal gleiche Wirksamkeit; wenn man aber die Augenblicke der einen und der andern ergreift, so bedienet man sich ihrer wechselsweise mit Nutzen.

XXI.

Lukan ist kein Dichter wegen der Anordnung und der Hauptform seiner Pharsale, allein er ist es so sehr, und mehr als jeder anderer, wegen der Ausführung und der Schreibart. Die Schreibart aber macht eigentlich den Dichter. Wenn ihn der Plan und die Anordnung des Werkes dazu machte, so würde vielleicht Chapelain unter allen Dichtern, den alten und den neuen, die erste Stelle verdienen. Die Meynung des Huetius hierüber, ist bekannt.

Man hat vom La Motte, wie Despreaux vom Chapelain, gesagt: Warum schrieb er nicht in Prose? Allein, wenn dieser Ausdruck eine Kritik enthalten sollte, so enthielte sie auch einen Lobspruch. Es giebt sehr wenig schlechte Dichter, von denen man dieses sagen könnte, und die man, in Prose zu schreiben, auffodern sollte.

La Motte hat den größten Theil seiner prosaischen Aufsätze bey Gelegenheit seiner Gedichte geschrieben. Wären diese auch so schlecht, wie einige Kunstrichter gesagt haben, so müßte man sie ihm wegen der Schönheit seiner Prose vergeben.

Ob ich gleich weit davon entfernt bin, die Gedichte des La Motte mit Verachtung anzusehen, so wünschte ich doch, daß er die Zeit, die er zur Verfertigung seiner Gedichte angewendet hat, zu prosaischen Aufsätzen angewendet haben möchte. Was für schöne philosophische Werke hätte er nicht hervorbringen können! Wenn er zum Exempel anstatt einer jeden von seinen Oden, eine Abhandlung über eben den Vorwurf, den er darinn abhandelt, verfertiget hätte, so würde man dadurch in der That zwar einige sehr schöne Oden verlohren,

lohren, an ihrer Stelle aber eine große Menge sehr schöner Abhandlungen gewonnen haben.

Das, was ich hier vom La Motte gesagt habe, sage ich sogar auch von dem Herrn von Voltäre; und ohnerachtet ich seine Gedichte, und insonderheit seine Henriade, und einige von seinen Trauerspielen, sehr hoch halte: so würde ich sie doch für eben so viel Werke in Prose, die eben so schön, und eben so bearbeitet wären, als einige von seinen poetischen Werken, gerne entbehren. Was seine kleineren Stücke betrifft, so ist mir es angenehm, sie zu haben, und kein prosaisches Werk würde mich darüber schadlos halten. In ihnen sind die Verse vortrefflich angebracht; hier ist ihre eigentliche Stelle, und vielleicht das vornehmste Talent des Herrn von Voltäre. Wenigstens macht ihm Niemand den Vorrang in dieser Art, einen wahrhaftig originellen Vorrang, streitig.

Der Telemak wird noch weit mehr, als die Henriade, gelesen; nicht, weil er einen größeren Werth hätte, sondern weil er prosaisch ist.

Die Henriade ist dadurch, daß sie in Versen geschrieben ist, viel schöner, viel vortrefflicher, viel bewunderungswürdiger; der Telemak ist seiner Prose wegen viel angenehmer.

Man hat keinen Anstand genommen, von der Henriade zu sagen, und ohne Bosheit von ihr zu sagen: Ich weis nicht, warum ich gähne, wenn ich sie lese.

Man hat noch auf dieses Gedicht den Einfall des La Brüyere über die Oper angewendet.

„Ich weis nicht, wie es der Oper, bey einer so vollkommenen Musik und einer gänzlich königlichen Pracht hat „glücken können, mir Langeweile zu machen.„ Und man hat gesagt: Ich weis nicht, wie es der Henriade bey einer so vollkommenen Poesie und Versifikation hat glücken können, mir Langeweile zu machen.

Nicht

Nicht der Dichter verursacht in der Henriade die Langeweile und das Gähnen; die Poesie oder vielmehr die Verse thun es.

Nicht die Franzosen sind es, die keinen epischen Kopf haben, wie der Herr von Malezieu zum Herrn von Voltäre sagte; es ist unsere Versifikation, die nicht episch ist; denn da sie eines Theiles zu schwer, und andern Theiles wegen der Einförmigkeit des Silbenmaaßes, und der Wiederhohlung eben derselben Reime, auf die Länge langweilig ist, so schicket sie sich zu größeren Werken nicht.

Ich will es also wagen, meine Meynung davon zu sagen, gesetzt auch, daß ich den meisten Theil meiner Leser dadurch aufbringen sollte. Ich wollte, daß der Herr von Voltäre seine Henriade in Prose geschrieben hätte. Niemals war jemand der Art von Prose, die sich zu einem solchen Werke schickt, fähiger, als er; einer Prose, die alle Schönheiten von Fontenellens seiner haben würde, ohne ihre Fehler zu haben; die eben so angenehm, und eben so wohlklingend, aber weit hinreißender, körnigter, stärker, scharfsinniger, überlegter, ausgearbeiteter wäre. Ich füge diesem noch bey, daß, wie man in ein prosaisches Gedichte alles bringen kann, was man in ein poetisches bringen könnte, aber nicht umgekehrt, man auch alles in der prosaischen Henriade gehabt haben würde, was man in der poetischen Henriade Angenehmes findet und bewundert; und tausend andere Dinge, die nicht darinn sind, die man darinn verlangt, die der Herr von Voltäre selbst würde haben hineinbringen wollen, und die er vielleicht hineinzubringen gesucht hat, die er aber zurückgesetzt, entweder aus Unvermögen, in seinem Vorhaben glücklich zu seyn, oder aus allzuvieler Nachsicht für die gewöhnlichen Begriffe über die Natur des epischen Gedichtes. In der That würde dieses Werk, ob es gleich an sich betrachtet, viel schöner gewesen seyn würde, dem Verfasser doch bey dem größten Theile des Publikums bey weitem nicht so viel Ehre gebracht haben. Es hätte ihm den Ruhm, den er suchte, und den er erhalten hat, den Ruhm, seiner

Nation endlich ein schönes episches Gedicht in Versen gegeben zu haben, nicht verschafft; und ich gestehe, daß er sehr schmeichelhaft ist.

Seitdem ich dieses geschrieben habe, habe ich die Henriade nach der Genfer Ausgabe von 1756, worinn der Verfasser sein Werk wieder verbessert hat, von neuem gelesen; und diese neue Durchlesung, weit entfernt, mich zu Verlassung meiner Meynung zu bewegen, hat mich noch mehr darinn bestärkt. Wenn ich Unrecht habe, so ist mein Unrecht desto größer.

XXII.

Der Reim ist für den Verstand das, was die Nulle für die übrigen Ziffern ist; sie vergrößert ihren Werth, und für sich genommen, hat sie keinen.

Der Verstand muß vor dem Reime vorhergehen, wie die Ziffern vor der Nulle.

Manches Gedicht ist durchaus nur eine Reihe von Nullen.

XXIII.

Manche Dichter haben mehr Feuer und Einbildungskraft, und manche andere mehr Beurtheilungskraft und Gründlichkeit des Geistes. Wenn man den Schluß daraus macht, daß diese geringere Dichter sind, so werde ich mich in keinen Streit über das Wort einlassen, sondern nur so viel sagen, daß sie bessere Schriftsteller sind.

Man setzt das Verdienst der Poesie in etwas, das sich täglich bey der ganzen Nation nach eben dem Maaße verringert, als sie sich vollkommener macht, und die Vernunft bey ihr einen größern Fortgang gewinnt. Dieses ist kein geringes Vorurtheil wider die Poesie.

Bey allen Nationen sind die ersten Schriftsteller Dichter gewesen, und nur lange Zeit nachher haben sie Geschichtschreiber, Philosophen u. s. f. gehabt. Ein anderes sehr starkes Vorurtheil wider die Dichter, und mächtiger Bewegungsgrund für sie, zur Bescheidenheit. Je älter ihr Ursprung

ist,

ist, je weniger dürfen sie sich eine Ehre daraus machen. Wie sie zeitiger angefangen haben, so werden sie auch zeitiger beschließen.

Man sagt schon seit langer Zeit, die Dichter wären närrisch, und die besten vornehmlich. Es erklärte jemand dieses Sprichwort, und sagte, sie wären es auf eine doppelte Weise; wegen der Wahl der Kunst, und wegen der Wendung des Geistes, die die Poesie verlangt.

XXIV.

Man hat gesagt, daß der Reiz der griechischen Fabeln von dieser Beschaffenheit ist, daß, ohnerachtet uns die Vernunft und die Religion die falsche Meynung von ihnen benommen, wir dennoch durch die Einbildungskraft an sie geheftet würden. Sie kommen uns abgeschmackt und dennoch angenehm vor. Ich antworte, daß dieses nicht sowohl die Wirkung einer Annehmlichkeit ist, die ihnen eigenthümlich wäre, sondern vielmehr die Wirkung der Vorurtheile und der Eindrücke der Schule. Diese Fabeln gefallen uns, wie die Oerter, die wir in unserer ersten Jugend bewohnt und besucht haben, wie unser Vaterland. Die Frauenzimmer und Mannspersonen, welche Verstand besitzen, aber nicht studirt haben, und die von diesen Fabeln erst in einem vernünftigen Alter reden hören, finden sie eben so abgeschmackt als lächerlich.

XXV.

Ein Versmacher und ein prosaischer Schriftsteller können sehr gut schreiben, ohne daß weder der eine viel Verstand in seine Verse, noch der andere in seine Prose bringt. Der erste wird Hochachtung erhalten, weil er eine ziemlich große Schwierigkeit überwunden hat; der andere wird nur sehr wenig erhalten, wenn er ja noch einige erhält. Aufs höchste werden nur Kunstverwandte bemerken und sagen, daß er gut schreibt; und das Publikum würde dieses, zum Beyspiele vom La Motte, nicht gesagt haben, wenn seine reine und

korrekte, wohlgesetzte und harmonische Prose nicht zugleich noch sehr sinnreich und überlegt wäre.

In der Prose sind die Gedanken nothwendiger Weise das erste, die Schreibart nur das andere. In den Versen ist alles umgekehrt.

Ein jeder Versmacher, dessen Werke in Prose übersetzt, schlecht oder aufs höchste mittelmäßig seyn würden, ist vielleicht ein guter Versmacher und ein Mann von Talent; allein er ist ein mittelmäßiger Kopf, vielleicht gar ein Narr. Ein schlechter Versmacher hingegen, dessen Werke in Prose übersetzt, gut seyn würden, ist von nun an ein witziger Kopf.

Wenn ich den **Rousseau**, der wenig und nichts sonderliches denkt, lese; **so bedaure ich es nicht, daß es Verse sind.** *) Ich bin im Gegentheile sehr wohl damit zufrieden, daß sie es sind; denn außerdem, daß es sehr gute Verse sind, was würde man damit anfangen, wenn sie es nicht wären?

Allein wenn ich den **La Motte** lese, welcher viel denkt, und keine sonderliche Verse macht, Verse, die, wenn man will, sogar schlecht sind; **so bedauere ich, daß es Verse sind**, nicht sowohl, weil sie schlecht sind, als weil der Verfasser, wenn er in Prose geschrieben hätte, nicht nur besser, sondern auch überlegter, geschrieben haben würde.

XXVI.

Die besten Verse, in Prose übersetzt, geben eine schlechte Prose. Fragt man nach der Ursache, so glauben sie einige Gelehrte gesagt zu haben, wenn sie sagen, **das macht, weil die Schreibart der Verse und die Schreibart der Prose sehr verschieden sind.** Allein das ist nicht richtig. Die Schreibart der Prose und der Verse sind, bis auf die Versetzungen, eben dieselben. Die Poesie, die sich in den Versen

*) Anspielung auf die Verse des Fontenelle:
„Wenn ich die unnachahmlichen Thaten des Amadis lese,
— — — — — — —
„So bedaure ich nicht, daß es Fabeln sind.

Versen befinden soll, macht keinen wesentlichen Unterschied unter ihnen und der prosaischen Schreibart, weil es eine poetische Prose giebt. Ich behaupte aber, daß die ungekünstelteten Verse, wie die Verse des Lustspieles zum Exempel, noch viel zu poetisch sind, um eine gute Prose zu geben. Man würde sodann in der Prose, die aus Versen gemacht ist, keinen anderen Fehler suchen dürfen, als den, daß sie zu poetisch ist. Allein man wird darinn fast immer einen andern finden, der viel größer ist, und wodurch sie misfallen wird; anstatt daß sie durch den Poetismus allein, wenn ich diesen Ausdruck wagen darf, nicht misfallen würde: Diese Prose wird uns hart, gezwungen, unnatürlich, mit einem Worte, übel geschrieben vorkommen, weil die besten Verse, in Vergleichung mit der guten Prose, übel geschrieben sind; und dieses ist die wahre Ursache, warum die besten Verse, in Prose übersetzt, eine schlechte Prose geben. Es macht, weil die besten Verse gar nicht gut sind, was die Schreibart betrift; und weil ein Schriftsteller zum Exempel, der in Prose nicht besser schriebe, (man gebe wohl Acht, daß ich hier schreiben und nicht denken sage,) der, sage ich, in Prose nicht besser schriebe, als selbst Racine in Versen schreibt, für einen schlechten Schreiber gehalten werden würde. Ein sicheres Mittel, das Schlechte der Verse, die es in der That sind, zu erkennen zu geben, oder das Schlechte in ihnen mehr empfinden zu lassen, ist, sie in Prose zu übersetzen. Man versuche dieses mit einigen Stellen von einer gewissen Länge, aus unseren besten Versmachern, und das, was ich eben gesagt habe, wird den Schein des Paradoxen verlieren.

XXVII.

Vollkommene Verse würden immer gute Prose seyn; wie man aber eben deswegen, weil sie vollkommen wären, bis auf einige Versetzungen vielleicht, nichts daran würde verändern können, ohne sie zu verderben: so würde es oft unmöglich seyn, Prose daraus zu machen.

Wenn

Wenn man Verse tadeln will, so sagt man bisweilen, daß sie nichts als gereimte Prose sind. Allein wenn diese Prose rein, schön u. s. f. ist, kurz, wenn sie alle Eigenschaften einer guten Prose hat, und ihr nichts fehlt, als daß sie nicht poetisch ist, warum sollte sie schlechte Verse machen? Quinault, die Frau Des Houlieres, La Fontäne und andere, gewähren eine unendliche Menge Beyspiele von vortrefflichen Versen, die im eigentlichen Verstande ohne Poesie sind. Selbst diejenigen von unsern Dichtern, die es am meisten sind. Die Rousseaux und die Voltäre würden auch verschiedene darbieten; und wenn diese Stellen in ihren Werken nicht die schönsten sind, so sind sie vielleicht die angenehmsten.

Ein lediglich willkührlicher Gebrauch hat die Poesie mit der Versifikation vereiniget; es kann darinn gute prosaische Verse geben, wie es eine gute poetische Prose giebt.

XXVIII.

Die Gedanken gehen soweit über die Bilder hinweg, als das, wodurch etwas deutlich gemacht und bewiesen wird, über das hinweggeht, wodurch nichts deutlich gemacht und nichts bewiesen wird. Inzwischen sagt man doch, daß die Bilder in den Versen mehr werth sind, als die Gedanken. Desto schlimmer für die Verse; denn es ist ein großer Beweis von ihrer Geringfügigkeit gegen die Prose. Diejenige von zwo Arten, in welcher das, was weniger gut ist, das Beste ist, ist nunmehro selbst die weniger gute. Die Art, welche Vorzugsweise die Schönheiten der zwoten Ordnung faßt, ist selbst nur von der zwoten Ordnung. Man muß den Rang einer Art nach dem Range der Schönheiten beurtheilen, die ihr vornehmstes Unterscheidungszeichen, ihr wesentliches Verdienst sind, und nach dem, was sie Vorzügliches faßt.

Das, was bey den Frauenzimmern eine Annehmlichkeit ist, ist nicht auch eine bey den Mannspersonen. Es ist mit den Versen und der Prose nicht anders; und diese hat eben

den

den vorzüglichen Rang über jene, als die Mannspersonen über die Frauenzimmer haben.

Es giebt in den Versen gewisse kleine Annehmlichkeiten, die sich für die Prose nicht schicken, die sie erniedrigen würden, und die sie verachtet und verwirft; eben so giebt es Zierrathen für die Frauenzimmer, die sich für Mannspersonen nicht schicken, und mit denen sie sich lächerlich machen würden.

Die Italiäner sagen: Questo è buono per la predica, **das ist gut zu einer Predigt**; man könnte auch von gewissen wenig gründlichen Gedanken sagen, **das ist gut zu Versen.** Wenn man keine Verse mehr machen wird, so wird viel Närrisches nicht mehr gesagt werden, weil man es in Prose zu sagen nicht wagen würde. Wie also der Verfall der Verse eine von den Folgen der zunehmenden Vollkommenheiten des menschlichen Verstandes seyn wird, so wird er auch seiner Seits das Seinige zu dieser Vollkommenheit beytragen.

Die Gleichnisse gefallen selten in der Prose, so gut sie auch seyn mögen, weil sie nichts beweisen und keinen Unterricht geben. Zu den Versen schicken sie sich ausnehmend.

XXIX.

Ich habe in meinem Schreiben über den **La Motte** gesagt, daß er ein geringerer Versmacher als Dichter war. Ich sage eben dieses selbst von dem Herrn von **Voltäre**, wenigstens in Betrachtung verschiedener von seinen letzten Werken. Es scheint, daß dieses gerade umgekehrt seyn sollte, das ist, daß der Herr von **Voltäre**, da er älter wird, vielmehr ein Dichter als ein Versmacher seyn sollte. Es ist inzwischen nicht schwer zu erklären. Er wird itzt gegen die Richtigkeit und Reinigkeit der Schreibart nachläßig, er ist nicht mehr so sorgfältig in seinen Arbeiten, und wird auch nicht mehr so sehr, als ehedem, der Fehler wegen gezüchtiget; es sey nun, daß ihn mit dem Alter zugleich eine Art von Faulheit überfallen; oder daß er sich seines Ruhmes zu seinem Vortheile bedient; oder endlich, weil er weis und aus

seiner

seiner eigenen Erfahrung weis, daß die gute Aufnahme eines Werkes, sollte es auch in Versen seyn, nicht so sehr von etwas mehr oder etwas weniger Vollkommenheit in der Schreibart, als von der Wichtigkeit des Inhaltes abhangt, der entweder wirklich gut und gründlich, oder nur anzüglich und glänzend ist. Das Alter aber hat ihn noch nicht frostig gemacht. Es giebt Dichter, welche vollkommnere Versmacher als der Herr von Voltäre sind, was nämlich die Reinigkeit und Vollkommenheit der Schreibart betrifft; allein es giebt keine vollkommnere Dichter.

XXX.

Man hat es sehr übel empfunden, daß La Motte wider die Verse geschrieben hat. Seine Kunst verächtlich machen, sagte man, heißt sich selbst verächtlich machen. Indessen haben viele große Dichter nicht viel vortheilhafter, als er, von der Poesie gedacht; und wenn ihre Aufrichtigkeit nicht muthig genug gewesen ist, es dem Publiko zu sagen, so haben sie doch ihren Freunden kein Geheimniß daraus gemacht. Hier ist unter andern eine sehr wichtige Stelle des größten Englischen Dichters. „Sie werden sich ver„wundern, schrieb Herr Pope im Jahre 1723. an den „Herrn Blount, wenn ich ihnen sage, daß ich die Ueberse„tzung der Odissee für nichts achte. Allein allemal, wenn „ich mich etwa einer ernsthaften Betrachtung überlasse, kann „ich die Poesie nicht anders als einen eitlen Zeitvertreib be„trachten, und sogar als einen so eitlen Zeitvertreib, als wenn „ein Lastthier einen Gefallen daran hätte, seine Schellen klip„pern zu hören, ohne die geringste Last zu tragen, noch sei„nem Herrn einigen Nutzen zu verschaffen.„

Es fehlt dem Verdienste dieses Geständnisses nichts, als daß es in einem Buche und nicht in einem Briefe wäre gethan worden; endlich aber haben wir ihn doch erhalten.

Die Briefe großer Schriftsteller sind um so viel schätzbarer, oder wenigstens um so viel angenehmer, als man bisweilen Dinge darinn findet, die ihren Büchern widersprechen,

und

und von denen es wahrscheinlich ist, daß sie ihre wahren Meynungen sind.

Man weis, daß die Engländer und die Italiener schon seit langer Zeit die ungereimten Verse angenommen haben. Pope war ihnen indessen nicht günstig. Hier ist das, was ihm dieser Sache wegen der Milord Alterbury, Bischoff von Rochester, im December 1716. schrieb:

„Sie haben oft die Gütigkeit gehabt, das geduldig an„zuhören, was ich wider den Reim und zum Besten der un„gereimten Verse gesagt habe. Ich bin hierinn vielleicht „nicht allzubescheiden, aber gänzlich uneigennützig gewesen, „da ich in der einen oder der andern Art etwas zu verfertigen „auf gleiche Weise unfähig, und nur durch das, was mir „der Vernunft am meisten gemäß geschienen hat, dazu be„stimmet worden bin. Vergeben sie mir diesen Irrthum, „wenn es einer ist; den Irrthum, der mir seit dreyßig Jah„ren Gesellschaft geleistet hat, und wovon ich mich zu tren„nen, eben deswegen sehr viele Mühe haben würde. Bey „andern Gelegenheiten, die eine Beziehung auf die Feinheit „und Schönheit der Schreibart haben, werden wir sehr sel„ten verschiedener Meynung seyn, oder wenn mir dieses wie„derführe, so werde ich die Klugheit besitzen, und nichts da„von sagen.„

Der Milord Alterbury, der, als ein Verwiesener aus England, lange Zeit zu Paris gelebt hat, und da 1732. gestorben ist, ist daselbst als ein Mann von vielem Verstande und von vielem Geschmacke betrachtet worden.

Ich weis nicht, was der Herr von Voltäre von der Prose und den Versen für Gedanken hat, denn ich traue dem, was er in seinen Werken davon hat einfließen lassen, nichts schlechterdings; das aber, was ich sehr zuversichtlich weis, ist dieses, daß er mit seinen Talenten und seinem Ruhme es in seiner Gewalt gehabt hätte, alles, was er in dieser Art gewollt hätte, mit gutem Fortgange einzuführen; Trauerspiele in Prose, oder in freyen Versen, oder gar in ungereimten

Versen

Versen u. s. f. Ich wiederhole es, alles, was er gewollt hätte.

XXXI.

Dichter, Versmacher, Mann von Verstand und Genie; drey Eigenschaften, welche getrennet seyn können, und die es in der That sehr oft sind; einige Beyspiele werden es sinnlicher machen.

Corneille ist weniger ein Versmacher, als ein Dichter, und ein Mann von Verstand und Genie; allein er besitzt diese letzteren Eigenschaften im höchsten Grade, und vielleicht in einem Grade, darinn ihm noch niemand gleich gekommen ist. Racine besitzt sie alle, allein in einem Grade, der des Corneille seinen nicht beykömmt. Ich nehme hiervon die Eigenschaft des Versmachers aus; und doch könnte man sagen, daß Racine in dieser Betrachtung den Preis über den Corneille nur in sofern erhält, weil seine Versifikation allezeit schön ist, anstatt daß des Corneille seine sehr ungleich ist.

Despreaux scheint mir unter den Versmachern die erste Stelle zu behaupten, ein Dichter wie Rousseau, aber ein Mann von mehrerem Verstande, mehrerer Beurtheilungskraft, und mehrerem Geschmack zu seyn.

La Motte ist ein geringerer Dichter, und besonders ein geringerer Versmacher, als alle diejenigen, die ich erst genennet habe, allein ein Mann von mehrerem Verstande, den Corneille ausgenommen. Ich setze hinzu, daß er ein Mann von Genie ist, weil er ein Denker und Erfinder ist. Der Herr von Voltäre ist alles, und in einem sehr hohen Grade; allein er hat in Allem Größere über sich, ausgenommen in der Poesie, der Schreibart und der Ausführung.

XXXII.

Ich bin beständig der Meynung gewesen, daß man keine andere, als freye Verse, machen sollte; sie sind zugleich viel leichter, angenehmer und vernünftiger. 1. Da sie nicht so

schwer

schwer sind, würden sie nicht so mangelhaft seyn, und könnten gar, als Verse betrachtet, vollkommen seyn. 2. Man würde dadurch die unangenehme Einförmigkeit vermeiden, und den Gedichten eine angenehme Mannichfaltigkeit verschaffen. 3. Es würde daraus mehr Lebhaftigkeit in der Schreibart erwachsen, wenn man aus den langen Versen die unnützen Worte sonderte, die man nur, den Vers voll zu machen, hineingebracht hat. Man nennt sie Flickwörter. Es giebt genug Verse in unsern besten Dichtern, die mit Flickwörtern angefüllet sind. 4. Es würde mehrere Uebereinstimmung zwischen den verschiedenen Abmessungen der Verse, und dem Charakter einer jeden Abtheilung eines Werkes seyn. Vielleicht könnte man noch weiter gehen, und die Prose mit den Versen abwechseln lassen, damit diese nicht ermüdeten, so daß der Dichter nur das in Verse bringen würde, was er auf eine glückliche Weise in Verse bringen konnte. Der Weg ist, was die Veränderung des Silbenmaaßes betrift, durch den Herrn von Pompignan schon gebähnet worden. Es ist bekannt, daß er das Silbenmaaß seiner Strophen in seinen heiligen Oden verändert hat. Der Herr von Voltäre hat es auch in einigen von seinen letzten Werken gethan.

IV.

Von der
Philosophie und den Philosophen.
Aus dem Französischen übersetzt.

Non ut plerique, ut nomine magnifico segne otium velaret; sed quo firmior adversus fortuita Rempublicam capesseret, doctores sapientiae secutus est. *Tacitus* Hist. L. IV.

Alles, was der Zeit und den Oertern nach, weit entfernt ist, rührt unsere Einbildungskraft, und flößet uns ein Gefühl der Hochachtung ein: Wir vergrößern die Gegenstände nach eben dem Maaße, als sie sich unsern Augen entziehen: gleich einem nächtlichen Wanderer, der bey dem schwachen Scheine des untergehenden Tages lauter gigantische und schreckliche Bilder von fern zu entdecken glaubt, sehen wir die Alten nicht anders, als groß.

Diese Hoachtung und diese Bewunderungen werden durch unsere Erziehung bestärkt und vermehrt. Das erste, was man uns in die Hände giebt, sind die Schriften einiger Alten; man stellt sie uns zum Muster vor; man lehrt uns, ihnen eine Verehrung zu erweisen, die bis zur Abgötterey getrieben ist. Diese Verehrung erfüllt uns mit einer oft blinden Genehmigung ihrer Meynungen: wir betrachten die Hochachtung und die Verachtung, die sie mit unterschiedenen Vorwürfen verknüpfen, als die unsrige.

Da wir gewohnt sind, unsere Begriffe nach den Begriffen der Alten zu bilden, warum sind wir mit ihnen in dem, den sie von den Philosophen hatten, uneins? Ihre besondere Hochachtung für die Philosophie, und diejenigen, die sich darauf legten, ist bekannt. Nichts war verehrungswürdiger,

diger, als die Eigenschaft eines Philosophen: Keine Beschäfftigung war in ihren Augen edler, als die mit der Philosophie.

Nichts ist heute zu Tage zweydeutiger, als der Ruhm eines Philosophen: er ist oft eine Wirkung der Verachtung, womit man jemand überhäufen will; er ist eine Art von gemäßigter Beschimpfung. Man stellet sich unter diesem Namen ein wildes Ding vor, das durch und durch mit spekulativischen Kleinigkeiten erfüllt, in geringfügige, der Gesellschaft unnütze Beschäfftigungen versenkt ist.

Einige neuere Staatsmänner gehen noch weiter. Sie beschuldigen den philosophischen Geist verschiedener Unordnungen eines Staates. Er ist, nach ihrer Meynung, der Ueppigkeit, den Künsten, dem müßigen Theile des Volkes günstig, und schränket die Bevölkerung ein. Ein Philosoph ist in ihren Augen nicht nur ein unnützes Mitglied des Staates, er ist noch dazu ein schlechter Bürger.

Wir wollen die Gründe dieser widersprechenden Urtheile, die unserem Hange, nach Art der Alten zu denken, so wenig gemäß sind, untersuchen. Wir wollen zu diesem Endzwecke, den verschiedentlichen Zustand der Philosophie in seinem Fortgange bis auf uns durchlaufen; ihre Verwandschaft mit den Sitten, der Regierungsart und der Religion der Völker, in Erwegung ziehen; und den Einfluß, den sie jederzeit in die Glückseeligkeit einzelner Personen und ganzer Gesellschaften gehabt hat, betrachten. Wir werden sehen können, ob sie ihren alten Glanz, oder die Verachtung verdienet, zu welcher sie einige neuere zu verurtheilen scheinen.

Die entferntesten Zeiten stellen uns die Philosophen als die Häupter und die Gesetzgeber ihres Vaterlandes vor. Allein die Dunkelheit und die Ungewißheit, worein die Jugend der Geschichte verwickelt ist, entziehen uns die Kenntniß von der Natur ihrer Philosophie. Der Zustand der Wissenschaften in dieser Epoche, die sich ihrer Kindheit so sehr nähert, ist uns unbekannt.

Es scheint, daß in diesen anwachsenden Republiken diejenigen Bürger, die die meiste Einsicht in die Moral und die Politik hatten, sich Ansehen genug erwarben, die Regierung und die Gesetzgebung an sich zu ziehen. Kleine Erkenntnisse waren hinlänglich, sich bey einem unwissenden Volke hervorzuthun, und es zu beherrschen.

Man wagt es nicht, jene alten Gesetzgeber, jene alten Weisen von Griechenland unter die Zahl der Philosophen zu setzen. Die ungewissen Denkmäler, die uns von ihrer Wissenschaft noch übrig sind, geben uns davon keine sehr hohe Meynung. Die meisten sind **Loci communes**, die man in erleuchtetern Zeiten dem gemeinsten Manne nicht vergeben würde.

Man wird hier nicht mehr als eine einzige Ausnahme zum Besten des berufenen **Zerduſt** oder **Zoroasters** machen können, dessen Einsichten der ersten griechischen Philosophen ihre weit übertroffen zu haben scheinen. Als der Apostel der vernünftigsten Religion, die der Glückseeligkeit eines Staates, so wie sich dieselbe der der Natur überlassene Mensch vorzustellen vermag, die angemessenste ist; als der Gesetzgeber und Verbesserer einer mächtigen Nation; als der Verfasser eines der besten und ältesten Werke, die wir haben, verdienet er eine unterscheidende Stelle unter den Wohlthätern des menschlichen Geschlechtes. Persien genießt noch itzt nach so viel Jahrhunderten die Früchte der Erkenntnisse, der Tugend und des Fleißes, die er seinen Anhängern eigen zu machen wußte.

Durch den Zusammenfluß der Zeit und verschiedener erhabner Genies breiteten die Wissenschaften sich aus, und die Erkenntnisse wurden erweitert. Die Gesetze wurden zu gleicher Zeit weniger einfältig, und die Regierungsgeschäffte zahlreicher, verwickelter, beschwerlicher. Ein Mensch wollte und konnte nicht weiter die Wissenschaften und die Geschäffte mit einander vereinigen, ohne ein weitläuftiges Genie zu haben. Der Ehrgeizige bewarb sich um Bedienungen: der von einem stilleren Charakter besserte an seiner Seele, und theilte

seine

seine Kenntnisse seinen Mitbürgern mit. Der Philosoph fieng an, einen Stand zu machen.

Ohnerachtet dieser Trennung der Stände vernachläßigte der Philosoph doch niemals das geschäfftige Leben. Die Republiken vertraueten oft die Anführung der Armeen, die Unterhandlung, die obrigkeitlichen Würden, Männern, die sich durch die Philosophie Ruhm und Einsichten erworben hatten: die Könige wählten sie oft zu ihren Freunden und zu ihrem Rathe. Die Namen und die Lebensgeschichte des Xenophon, des Plato, des Epaminondas, des Dio, des Carneades, und so viel anderer berühmter Leute, sind zu bekannt, als daß sie zum Beweise dieser Wahrheit angeführet werden dürften.

Diejenigen Griechen, die sich den Wissenschaften nicht wiedmeten, bildeten sich wenigstens unter diesen Philosophen. Agesilaus, Alcibiades, Phocion, Timotheus, Pericles, Philopömenes, sind wegen ihrer philosophischen Einsichten nicht weniger, als wegen ihrer Thaten, berühmt.

Die verdorbene Regierung der griechischen Republiken entfernte die Weisen von den Geschäfften. Sie hielten es einem vernünftigen Manne für unanständig, ein so wildes, so grausames, so unbeständiges, so undankbares Thier, als das Volk ist, zu leiten. Es entstanden Sekten von Philosophen, die unter dem deckenden Schatten des Privatlebens, einzig und allein der Weisheit oblagen, ohne sich im geringsten um das verdorbene Publikum zu bekümmern.

Das Jahrhundert der Nachfolger des Alexanders, dieses so erleuchtete, dem unsrigen so ähnliche Jahrhundert, rufte sie wieder an das Tageslicht, an den Hof und zu der Verwaltung verschiedener Königreiche. Allein die meisten, welche den Umsturz dieser schlechtbefestigten Regierungen befürchteten, zogen das Privatleben vor. Ein gewisser spekulativischer Geist bemächtigte sich schon der Gemüther, die in die hitzigen Himmelsgegenden des Orientes versetzt oder darinn gebohren waren.

Dieser Fehler, wozu noch der Geschmack an unnützen Streitfragen kam, dessen sich die griechischen Philosophen damals schuldig machten, ist, wie mich dünkt, die wahre Ursache der Schwierigkeiten, die die Philosophie fand, bis zu den Römern hindurch zu dringen. Ein ehrgeiziges Volk, das mit Dingen von größter Wichtigkeit beschäfftiget, mit dem Kriegsgeiste erfüllt war, verachtete eine Wissenschaft, die sie zur Ruhe, zur Stille, zum Privatleben zurück zu führen schien. Die republikanischen Seelen fürchteten alles, was den Ehrgeiz niederschlagen und die Herzhaftigkeit verzärteln konnte.

Die besser erkannte Philosophie reinigte sich bald von diesen Vorwürfen und von diesem Verdachte. Ihrer Natur nach zur Beschäfftigung bestimmt, bildete und verschönerte sie die Talente des Feldherrn und des Staatsmannes. Die größten obrigkeitlichen Personen waren oft die größten Philosophen. Was für große Namen sind die Namen des Cicero, des Cäsar, des Lucullus, des Scävola, des Cato, des Varro?

Nach dem Ende der Republik, da Rom indessen unter dem Joche einer grausamen Tyranney, und eines militarischen Despotismus seufzete, finden wir unter den Großen des Reiches nicht wenigere Philosophen. Das Gemüth ergötzet sich auf eine angenehme Weise, wenn es in dem Laufe dieser traurigen Jahrhunderte die Lebensumstände eines Seneka, eines Rustikus, eines Thrasea, eines Tacitus, eines Plinius, eines Plutarchs findet.

Zu diesen schlechten Zeiten des alten Roms brachte die Philosophie sogar zwo Erscheinungen hervor, die unglücklicher Weise sehr selten sind. Zween gekrönte Philosophen waren die Zierde des Throns und der Philosophie. Markus Aurelius und Julianus bewiesen durch ihr Beyspiel die Wahrheit und die Richtigkeit der Meynung des Plato. Niemals ward die Glückseeligkeit der Völker Souveränen anvertraut, die der Regierung würdiger gewesen wären.

Inzwi-

Inzwischen, daß die Bewohner Europens und der angrenzenden Länder, dieser Erkenntnisse sich zu erfreuen hatten, gab es in einem von den äußersten Enden der Erde einen großen, den Griechen und den Römern unbekannten Staat, dessen innere Einrichtung auf die Philosophie gegründet ist. Da die Gesetzgeber von China die Religion, das Staatsrecht und die Sitten in einem einzigen Systeme gründeten, so machten sie aus ihren Mitbürgern beynahe eine Nation von Philosophen. Alle diejenigen wenigstens, die es regieren, sind verbunden, sich durch die Philosophie zu allen Bedienungen, die sie anzutreten haben, geschickt zu machen. Confucius, der erste unter den Sterblichen, der größeste Gesetzgeber, der größte Philosoph, war selbst Unterkönig einer ansehnlichen Provinz. Die Glückseeligkeit, die er seinem Vaterlande verschafft hat, hat ihm beynahe göttliche Verehrungen zuwege gebracht.

Ohne in die blinde Bewunderung unserer Missionarien gegen diese Nation zu treten, die eine Frucht ihres unbesonnenen Eifers ist, muß man gestehen, daß die Einrichtung von China eines der schönsten Schauspiele giebt, welches Menschen jemals Menschen vorgestellet haben. Sie beweist die vortreflichen Wirkungen der guten Philosophie auf die Stärke, die Dauer und die Glückseeligkeit eines Staates. Wenn aus einer natürlichen Folge der Unbeständigkeit der menschlichen Einrichtungen, eine solchergestalt zusammengesetzte Maschine Zerstörungen unterworfen gewesen ist, so haben wir doch keine Ursache, an ihrer Güte zu zweifeln. Diese Einrichtung dauert länger als jede andere bekannte Verfassung eines Reiches, und ist immer stark genug gewesen, ihren Gesetzen die Bezwinger der Nation zu unterwerfen.

Die unglückliche Theilung des römischen Reiches, die eben so betrübt für die öffentliche Sicherheit, als für die Wissenschaften war, erstickte dem ohngeachtet nicht die Neigung zur Philosophie. Unter einer schwachen Regierung, mitten in den verdorbensten Zeitläuften, unter den grausamsten Staatsveränderungen, finden wir große Minister unter

den berühmtesten Philosophen. Dergleichen waren Maximus, Longin, Sopater, Boethius. Die Philosophie drang sogar bis zu den Barbaren: Cosroes, König in Persien, Theodotus, König der Gothen, versammleten die Philosophen, und wurden es selbst.

Das Klima der heißen Länder erzeugt eine gewisse Trägheit der Seele, die von dem geschäfftigen Leben ab, und zur Betrachtung führt. Eine despotische Regierung, die diesem Klima natürlich ist, entfernte diese betrachtenden Gemüther noch mehr von dem Getümmel der Geschäffte, wegen der Gefahren, womit sie verknüpft sind. Man giebt gern den Vorzug einer stillen Beschäfftigung, die einer mistrauischen Regierung nicht den geringsten Verdacht giebt.

Die Philosophie, die durch die griechischen Colonien, durch die Nachfolger Alexanders, und durch die Eroberungen der Römer, nach Asien und Africa gebracht worden war, wurde von diesen Fehlern des Klima angesteckt. Diese erhitzten Einbildungen, diese geschwächten Seelen, hiengen sich an Subtilitäten, die mit dem gemeinen Leben nicht in der geringsten Verbindung standen. Eine unendliche Menge von Schulen, die mit Lehrern erfüllt waren, die zu einem eingezogenen Leben gewöhnt, unaufhörlich die gelehrte Musse herausstrichen, und nichts als leere Spekulationen vortrugen, verbreitete die Neigung zu Betrachtungen unter allen gesitteten Völkern.

Eine neue Religion vollendete das, wozu die Stärke des Klima den Anfang gemacht hatte. Das Christenthum, welches unauflösliche Geheimnisse, und weit mehr dunkele Lehrsätze zu glauben vorstellte, als irgend eine andere Religion der Alten, gab dem spekulativischen Geiste der orientalischen Völker eine überflüßige Nahrung. Man wendete seine Zeit dazu an, Dinge aufzuklären, die nicht aufgeklärt werden konnten. Man hatte es folglich auch niemals gethan: das ganze Leben war nichts, als ein Gewebe von Spekulationen.

Die verfolgten Anführer der ersten Christen, weit entfernt, sich einem geschäfftigen Leben zu wiedmen, waren vielmehr

mehr gedrungen, sich zu verbergen. Als die Verfolgung auf ihren höchsten Gipfel stieg, sahen sie sich genöthiget, in Einöden zu flüchten. Ihr Beyspiel; einige übelverstandene und noch übler angewendete Lehren; die Folgen, die aus der ungeheuren Vereinigung der Lehre des Plato mit dem Christenthume gezogen wurden, setzten dieses betrachtende Leben in Ansehen. Man verknüpfte damit die Idee der größten Vollkommenheit, und der Mönchsstand fieng an.

Als der Mönchsstand nach Europa gebracht war, so verbreitete er daselbst den Geist der Spekulation. Der Aberglaube errichtete eine große Menge Klöster, als Freystätte der Religion, die mit viel besserem Rechte Freystätte der Faulheit und einer stolzen Unwissenheit waren. Die Wuth der barbarischen Völker, die das römische Reich überschwemmten, verschonte diese Einöden, als geheiligte Oerter, in den Augen des Volkes. Als sie das Reich und die Wissenschaften zu Grunde richteten, so verstatteten sie den Wissenschaften die Zuflucht in die Klöster, welche die geringen Ueberbleibsel derselben auf bewahrten, und aus der Barbarey retteten.

Allein diese Mönche, die durch ihre Regel und durch die Umstände von der Welt abgesondert waren, verlohren sehr bald die Neigung zur wahren Philosophie. Da sie weder die Menschen noch die Natur studiren konnten, so mußten sie sich allein mit den Büchern behelfen. Da sie auch oft von dieser Zuflucht, wegen der Seltenheit der Bücher, entblößt waren, so überließen sie sich der Neigung, die allen Menschen gemein ist, Schöpfer und Originale zu seyn. Sie ersannen sich willkührliche Grundsätze, woraus sie spitzfündige und unnütze Folgen zogen; sie errichteten sinnreiche und chimerische Systeme. Alles war Spekulation und Subtilität. Daher entstand diese Wolke von Scholastikern, diese Menge von Doktoren, deren Lobeserhebungen und Titel eben so hochtrabend als lächerlich sind.

In dieser Zwischenzeit erhob sich ein Reich, dessen Größe und Macht ein schönes Jahrhundert zu versprechen schie-

nen. Die Araber, ein gesittetes und geistreiches Volk, machten sich die Wissenschaften der Griechen zu eigen, so viel es ihre Regierung und ihre Religion, welche beyde der Unwissenheit gleich günstig waren, verstatteten. Man übersetzte, man erklärte die Werke der alten Philosophen; man las über ihre Lehre in den Schulen, die in den Staaten der Califen in großer Anzahl errichtet waren.

Ob es gleich nicht scheint, daß diese hitzigen Gemüther die Gränzen der Philosophie sehr erweitert haben, so gab doch die Erlernung dieser Wissenschaft allen denen, die sich damit beschäfftigten, ein großes Ansehen. Wir finden unter den arabischen Philosophen Souveräne, Veziere, Statthalter der Provinzen; und was noch mehr ist, Minister, die sich mit der Philosophie nicht bloß zum Zeitvertreibe beschäfftigten, sondern deren Glück sie gemacht hatte. Die Lebensgeschichte und die Wissenschaft dieser erleuchteten Männer, ist nach dem orientalischen Genie zu sehr mit dem Wunderbaren und mit Fabeln erfüllt, als daß man es wagen sollte, sie umständlich durchzugehen.

Man kann inzwischen unter den orientalischen Philosophen eine sonderbare Erscheinung, einen tartarischen Philosophen, nicht mit Stillschweigen übergehen. Der berühmte Illitchou-Tsay, der das mogolische Reich unter dem Gengis-Khan und dem Oktai-Khan regierete, unterschied sich eben so sehr durch seine weitläuftigen Wissenschaften, als durch alle einem großen Minister nöthige Eigenschaften. Er wendete sein Leben dazu an, sich auf die Wissenschaften zu legen, sie zu beschützen; er war der Weise und der Gesetzgeber eines Volkes, das ihm kein Beyspiel von diesen Talenten gab. Nach seinem Tode fand man verschiedene Werke, die er über die Geschichte, die Astronomie, den Ackerbau, die Staatskunst und die Handlung verfertiget hatte.

Das, was wir zuverläßig von den Arabern wissen, ist, daß sie uns ein trauriges Geschenke gemacht haben. Die Chymie, die durch ihren Misbrauch der Philosophie, der Gesundheit und dem Wohlstande der Europäer gleich gefährlich

lich

lich gewesen ist, ist eine Erfindung der Araber. Noch heute zu Tage hat sie keine eifrigeren Anhänger, als die Einwohner Arabiens, Aegyptens, der Barbarey und des marokkanischen Reiches.

Eine Wissenschaft, eine Kunst, die sich zu der Einsamkeit und Unthätigkeit der Klöster so wohl schickte, fand darinn eine außerordentlich gute Aufnahme. Die Klöster waren nun nichts anders, als Schauplätze für metaphysische Scharmützel und chymische Operationen. Dieser Geschmack verbreitete sich durch alle Klassen. Die Chymisten legten sich vorzugsweise den Namen der Philosophen bey: man gestand diesen Titel weiter niemand zu, als der in einer beräucherten Einöde durch heimliche Bemühungen den Stein der Weisen, oder das Elixir für ein langes Leben suchte. Man verließ die wahre Philosophie für arabische Hirngespinste und scholastische Subtilitäten.

Nach der Wanderung der Wissenschaften, bey Gelegenheit der Einnahme von Constantinopel, da die Gelehrsamkeit wieder aufzuleben anfieng, hätten wir, wie mich dünkt, den Geschmack der Alten für die Philosophie wieder annehmen sollen. Allein es gieng uns so, wie es den Völkern geht, die aus der Dunkelheit der barbarischen Jahrhunderte hervorgehen. Man hieng sich zu sehr an die Wörter: man suchte das, was die Alten gesagt hatten, anstatt zu untersuchen, was sie hätten sagen sollen. Eine prächtige Gelehrsamkeit, die allein geehret wurde, unterdrückte die Philosophie, und ließ sie in der Mittelmäßigkeit.

Einige große Genies versuchten es, sie wieder zu erheben. **Baco, Carteſius, Newton, Lock** gaben uns zu erkennen, wie viel wir von dem, was wir zu wissen glauben, nicht wissen, und wie viel uns noch zu suchen übrig ist. Sie zeigten uns zugleich den geraden Weg, zu den Erkenntnissen, die uns fehlen, zu gelangen; den Weg der Erfahrung und der Aufmerksamkeit, richtige Folgen daraus zu ziehen. Sie befreyeten uns von dem Joche des Ansehens, wodurch seit so vielen Jahrhunderten das Genie gefesselt worden war.

Ob wir gleich zu der guten Philosophie zurückgekehret sind, so sind wir doch noch weit entfernt, ihr ihre alte Würde wieder ertheilet zu haben. Die Ueberbleibsel der Verderbniß, welcher wir sie in dem Laufe so vieler Jahrhunderte ausgesetzet gesehen haben, sind bey uns noch da. Der Geist der Spekulation herrscht in unsern Schulen: die betrachtende Furchtsamkeit, die von den Geschäfften abführt, macht den Charakter unserer Philosophen. Diejenigen, die man mit diesem Namen beehret, beschäfftigen sich sehr oft mit unnützen Kleinigkeiten. Die Beherrscher, die Staatsmänner, achten eine Wissenschaft ihrer unwürdig, die sie nur für die Dunkelheit der Schulen gemacht zu seyn glauben. Man verkennt das Erhabene der Philosophie, und verachtet es.

Wir werden die Ursachen dieser Mittelmäßigkeit sehen, indem wir die Quellen, die sie hervorbringen, untersuchen. Wir werden sie in den Fehlern unserer Auferziehung, in dem Zustande unserer Schulen und Akademien, und in dem unbilligen Vorzuge finden, den man einigen Theilen der Philosophie auf Unkosten des Ganzen zugestanden hat. Wenn wir unser Verfahren und unsere Methode mit der Alten ihrer vergleichen, so wird es nicht schwer seyn, zu sehen, auf welcher Seite der Vortheil ist.

Wir erhalten die Erziehung entweder in dem Hause unserer Väter, oder in den Schulen, die zur Erziehung der Jugend errichtet sind. Unsere häusliche Auferziehung wird einem Lehrer, der ums Lohn dient, anvertraut, und der dahin alle die Niedrigkeit der seinigen bringt. Es sind gemeiniglich junge Geistliche, die sich diesem fruchtlosen Dienste wiedmen, der nach dem unbilligen, aber strengen Ausspruche der Welt, wenig in Ehren ist. Leute, die wegen ihrer Unwissenheit unfähig sind, nach höheren Bedienungen zu streben, ergreifen eine Beschäfftigung als ein leichtes Erhohlungsmittel, die die ausgebreitesten Einsichten und die größte Kenntniß des Menschen erfodert.

Die öffentlichen Schulen sind ebenfalls unter den Händen der Geistlichen. Eine geistliche Gesellschaft hat sich vorzüglich

züglich der Sorgfalt bemächtiget, den größten Theil der europäischen Jugend zu bilden. Man darf nur einige leichte Kenntniß von dem haben, was der Geist einer geistlichen Gesellschaft, eines Standes, eines besonderen Studii ist, um zu wissen, was diese Erziehung für Wirkungen haben wird. Die Geistlichen, die durch die Theologie zur Eingezogenheit und zu den Streitigkeiten gebildet sind, flößen uns jenen spekulativischen, metaphysischen Geist, jene Disputirsucht ein, die den unterscheidenden Charakter ihres Standes machen. Sie wollten uns gern zu guten Christen machen, und sie machen uns zu unnützen Bürgern.

Von welcher Art auch unsere Erziehung seyn mag, eine öffentliche, oder eine besondere, so verschwendet man doch unsere schönsten Jahre damit, daß man uns auf die mühsamste und unangenehmste Art, todte Sprachen lernen läßt, die wir bald wieder vergessen müssen; eine Rhetorik, die uns weder gut zu reden, noch gut zu schreiben lehrt; eine Logik, die uns als Sophisten zu vernünfteln Anweisung giebt; eine Geschichte, die nichts als die Zeitpunkte der Begebenheiten enthält. Man denkt gar nicht daran, uns zum Leben geschickt zu machen: man vernachläßiget die Uebungen zur Stärkung des Geistes: man füllt uns den Kopf mit falschen Grundsätzen und Vorurtheilen. Die Auferziehung verdirbt eine größere Menge guter Köpfe und vortrefflicher Gemüthsarten, als sie untaugliche oder schlechte zurechte bringt.

So bald wir die Kindheit verlassen haben, erhalten wir eine zwote Erziehung, die wir uns selbst geben, und die sehr oft, da sie von der ersten unterschieden und ihr zuwider ist, die Wirkungen derselben entweder zu Grunde richtet oder verbessert. In den Ländern, worinn junge Leute sehr zeitig in die Welt treten, finden sie darinn Maximen, Grundsätze, Kenntnisse, Sitten, mit einem Worte, alles von dem verschieden, was sie in den Schulen gelernet hatten. Die pedantische Gelehrsamkeit, womit man sie ernähret hatte, verekelt ihnen die Wissenschaften, die sie als unnütz betrachten. Wenige Leute, die glücklich genug gebohren sind, wissen eine gesun-

gesundere Nahrung zu entdecken: die andern überlassen sich einem blinden Ehrgeize, den Vergnügungen, einem leichtsinnigen Leben.

Es giebt Länder, wo man, um die letzte Hand an die Erziehung zu legen, die Jugend einige Jahre auf der Universität zubringen läßt. Eben da verlieren sie vollends den Verstand und den Geschmack an den Wissenschaften. Wenn man an dieser Wahrheit zweifelte, so würde man glauben müssen, daß die gothischen Anordnungen einem gesitteten Jahrhunderte vollkommen zuträglich wären, und die Barbarey deutlicher gesehen hätte, als die erleuchtesten Zeiten.

Karl der Große ließ sich, um das Reich der Wissenschaften zu erweitern, einfallen, die Jugend in den Hauptkirchen unterrichten zu lassen, und vertraute die Aufsicht über sie, den Geistlichen, die diesen Kirchen vorstunden, als den Bewahrern der Ueberreste der Gelehrsamkeit, die aus den Ueberschwemmungen der nordischen Völker gerettet worden waren. Als die Päbste sahen, wie günstig diese Verfassung der Hierarchie und den Vorzügen der Geistlichkeit war, so machten sie sie dauerhaft, und überhäuften sie mit Privilegien. Man unterschied, man trennte die Fakultäten: die Theologie war die herrschende; die Rechtsgelehrsamkeit, die Arzeneywissenschaft folgten ihr, ob gleich mit ungleichen Schritten. Diese drey Fakultäten gaben allein einen Stand: die Philosophie wurde nur noch beyläufig erlernt.

Damit man sehen könne, wie vortheilhaft diese Einrichtung der letztern ist, so darf man sich nur ein Mitglied dieser philosophischen Fakultät vorstellen, wie es im Arabischen, im Hebräischen, im Griechischen, in den Antiquitäten, in einer trockenen und unnützen Gelehrsamkeit, Unterricht giebt: man darf sich nur der Ehrenbezeigungen erinnern, die man für die Subtilitäten der Theologie, für die Dornen der Jurisprudenz, für die Ungewißheit der Arzneykunst verschwendet hat, und der Verachtung, die an der Unterdrückung der Philosophie schuld ist: man darf nur das Leben und die Schriften dieser Doktoren durchlaufen, wenn man sehen will,

wie

wie wenig sie zu dem Fortgange der Wissenschaften beygetragen haben.

Die wenigen Philosophen, die uns seit der Wiederkunft der wahren Gelehrsamkeit erleuchtet, haben wir gar nicht den Universitäten zu verdanken. Montagne, Baco, Cartesius, Newton, Locke, Leibnitz, Schaftesbury, Maupertuis, bildeten sich mitten in der Welt, unter den Geschäfften, im Felde. Wenn diese großen Männer sich dem Unterrichte der Schule unterworfen hätten, so würde ihr Genie durch die ansteckende Mittelmäßigkeit ihrer Lehrer eingeschränkt worden seyn.

Die Schulen der epikurischen Philosophie, die zu Anfange dieses Jahrhunderts und zu Ende des letztern in Frankreich entstanden, sind ein merkwürdiges Beyspiel von dieser Wahrheit. Die Anhänger dieser Philosophie verliessen die Dunkelheit einer Schule nicht: sie waren alles, was nur Großes, Geistreiches, Artiges, Tugendhaftes in der Nation war: Leute, die die Anmuth und die heroische Tugend, die erhabenen Eigenschaften und die Annehmlichkeit des Umganges in sich vereinigten, und die die Talente des Kriegers und des Staatsmannes, mit den Talenten des Gelehrten zu verknüpfen wußten. Was für große Namen sind die Namen des beredten Polignac und des weisen Catinat!

Laßt uns unsere eingeschränkte Erziehung mit der ausgebreiteten und erhabenen Erziehung der Alten vergleichen. Ein junger Mensch begab sich sehr früh unter die Hände eines Philosophen, der oft ein Staatsmann, ein Feldherr war. Anstatt seinen Geist und seine Seele mit leeren Spekulationen und einer furchtsamen Moral niederzuschlagen, unterhielt man ihn nur mit dem, was die Wissenschaften Nützliches und Großes haben. Indem man seinen Verstand aufheiterte, bildete man zugleich sein Herz durch Maximen, die man durch Beyspiele bestärkte. Man war auf die Reinigkeit seiner Sitten, auf die Kraft seines Körpers, auf die Stärke seiner Gesundheit scharfsichtig. Nichts war in dieser Erziehung für die lange Weile: alles führte zu einem geschäfftigen

schäfftigen Leben, große Männer und gute Bürger hervorzubringen.

Die Philosophen von der größten Geburt, von dem größten Ruhme, die mit Ehren und Würden ausgeschmükket waren, glaubten sich nicht zu erniedrigen, wenn sie auch ihrer Seits das Ihrige zu der Erziehung der Jugend beytrügen. Was denkt wohl unser leichtsinniges Jahrhundert, wenn es sieht, wie Agesilaus vom Xenophon, Dio vom Plato, Alcibiades vom Sokrates, Phocion vom Xenokrates, Philopömenes vom Megalophanes, verschiedene vornehme Römer vom Cicero, Nero vom Seneka, Trajan vom Plutarch, Zenobia vom Longin erzogen wird? Was würde es sagen, wenn ein Baco, ein Tempel, ein Catinat, ein Schaftesbury, diese großen Männer nachgeahmet hätten? Man setze diese Namen unserer Hofmeister, unserer Lehrer, unserer Professoren ihrem an die Seite, und urtheile von den Wirkungen dieses Unterschiedes. Nicht Jedermann genießt das Glück eines Schaftesbury: wir werden von keinem Locke erzogen.

Zu diesem verderbten Geschmacke in unserer Erziehung und auf unsern Universitäten, kömmt noch eine Verachtung derjenigen Art von Philosophie, die die schätzbarste ist. Man beschäfftiget sich zu sehr mit der natürlichen Philosophie, und vernachläßiget die praktische. Alle Akademien der Wissenschaften erschallen einzig und allein von physikalischen Erfahrungen, von Beobachtungen über die natürliche Geschichte; alle unsere Philosophen sind nur Naturkündiger, und unglücklicher Weise, am öftersten Naturkündiger im Kleinen, deren ganze Beschäfftigung auf unnütze Dinge, auf die bloße Befriedigung der Neugierde gerichtet ist.

Man muß, wenn man nicht unerkenntlich seyn will, alle die Vortheile zugeben, die wir der Naturlehre und der natürlichen Geschichte zu verdanken haben. Sie haben uns neue Einsichten in die Haushaltungswissenschaft, in die Künste, in die Arzneykunst verschafft: wir genießen eine unendliche Menge Bequemlichkeiten, die die Frucht der Bemühungen

gen

gen sind, die man auf diese Wissenschaften gewandt hat. Wie aber die Menschen alles misbrauchen, so thun die zu weit getriebenen physikalischen Untersuchungen der Philosophie Schaden.

Es giebt Erkenntnisse, die viel mehr Zeit und Arbeit als Genie erfodern. Dergleichen sind die natürliche Geschichte, und die besondere Naturlehre. Ein Mensch kann nicht alles sehen; er kann nur die Beobachtungen seiner Vorgänger, die er vor sich hat, ergänzen. Wir sind in der Naturlehre nothwendiger Weise gelehrter, als die Alten.

Diese wahre oder eingebildete Leichtigkeit, die Alten zu übertreffen, diese Hoffnung, neue Dinge hervorbringen zu können, bewog unsere Gelehrten, sich auf die Seite der natürlichen Wissenschaften zu wenden. Eine Menge Akademien, die zu ihrer Bearbeitung bestimmt sind, unterhält diesen Eifer. Allein man verfehlte den wahren Weg.

Wenn man die Werke des Aristoteles und Plinius untersucht, so erstaunt man über ihre ausgebreiteten Erkenntnisse und Einsichten: man geräth in Verwunderung, das Genie darinn herrschen zu sehen, das man in der natürlichen Geschichte als einen Fremdling betrachtet. Die Abhandlung des Theophrasts von den Steinen, zeigt uns eine Scharfsinnigkeit, die die eingeschränkten Talente unserer Erfahrungsmacher weit übersteigt. Anstatt daß die Neuern diese Muster nachahmen sollten, so beschäfftigen sie sich allein mit einer fruchtlosen Zergliederung. Man sieht nichts als Methoden, die das Schicksaal der metaphysischen Systeme haben: eine zerstört und verschlingt die andere, wie die Schlangen der Zauberer. Unsere natürliche Geschichte ist nur ein Wörterbuch.

Sie artet sogar in Kleinigkeiten aus. Eine weitläuftige Handlung setzet uns in den Stand, die Seltenheiten aller vier Welttheile zusammen zu bringen. Man errichtet Cabinetter. Allein mit was für elenden Dingen erfüllt man sie nicht oft? Mit welcher Stirne wagen wir es, über einen pedantischen Antiquitätenkrämer zu lachen, der einen

unfruchtbaren Schatz verschimmelter Alterthümer zusammenhäuft, da wir indessen unser Leben damit hinbringen, Schmetterlinge, Muschelwerk, gebildete Steine zu suchen, und in Ordnung zu bringen. Da Nicole dem Pascal einen Geschmack an Kleinigkeiten vorwerfen wollte, so nennte er ihn einen Schneckensammler. Was würde er von unseren Feldläufern, von unseren Wachtelsammlern sagen? Das Spielwerk sollte nur für Kinder seyn, und unsere angeblichen Philosophen machen sich eine ernsthafte Beschäfftigung daraus.

Diese Betrachtungen zielen nicht dahin ab, das Studium der Naturlehre und der natürlichen Geschichte herunter zu setzen, dessen Annehmlichkeit und Nützlichkeit man erkennt. Alle Talente verdienen Hochachtung, aber nicht alle in einerley Grade: der gelehrte Fanatismus schließt fremde Erkenntnisse auf eine uneingeschränkte Art aus. Man erniedriget den schönen Namen eines Philosophen, wenn man ihn gegen den unnützen Erfahrungsmacher, gegen den mit Blut besudelten Anatomikus, gegen den geschwindfüßigen Botanikus, gegen den mit Kohlen beschwärzten Chymisten verschwendet. Ein Maurer ist ohnstreitig ein nothwendiger Mann bey der Aufführung eines Pallastes; allein er muß sich den Namen eines Baukünstlers nicht anmaßen: dieser Name und die damit verknüpfte Achtung können dem Genie nur zukommen, welches den Plan entwirft, und den Händen, die unter ihm arbeiten, die Richtung giebt.

Man wird aus dieser kurzen Vergleichung der alten Philosophie mit der heutigen sehen, ob diese letztere die Verachtung verdient, worein sie gefallen ist. Man wird sehen, daß der Ton der unsrigen nicht dazu gemacht ist, sie in die Höhe zu bringen, und daß der schlechte Geschmack unserer angeblichen Philosophen sie von der Achtung entfernt, darnach sie doch so begierig sind. Man wird zugleich sehen, daß das Publikum der wahren Philosophie unbilliger Weise die Mängel der falschen zur Last legt.

Es sind ohne Zweifel noch Mittel übrig, der Philosophie ihren alten Glanz wieder zu ertheilen. Ohne daß ich

den

den Ruhm eines Projektmachers befürchte, der den erniedrigenden vorgefaßten Wahn des Pöbels nicht im geringsten verdient, will ich es wagen, einige Gedanken dieser Mittel wegen bekannt zu machen.

Es wäre zu wünschen, daß die Erziehung der Jugend geschickteren Händen anvertrauet werden möchte, Leuten, die von dem Einflusse des Physischen auf den Geist, und von der Macht der Gewohnheiten, die gehörige Kenntniß hätten; die einsichtsvoll genug wären, die Gewalt der Eindrücke von Dingen zu entdecken, welche gleichgültig zu seyn scheinen; die aufmerksam genug wären, dem Gange und der Entwikkelung des Geistes die Richtung zu geben; die Einsicht und Geschmack genug hätten, die nützlichen Erkenntnisse von denen, die nur für die Schule sind, zu unterscheiden. Die bloße Gelehrsamkeit ist nicht hinreichend, sich eines so schweren und so erhabenen Amtes wohl zu entledigen, was man auch gemeinhin für eine Meynung davon haben möge. Die einsichtvollsten Philosophen sollten es über sich nehmen. Allein ich fange an zu merken, daß ich wie ein guter Bürger träume.

Der Herr von **Alembert** hat die Mängel der Erziehung in den Schulen, und die Mittel zu ihrer Verbesserung, so deutlich gezeigt, daß ich nichts hinzuzuthun habe. Ich will nur von unserer zwoten Erziehung reden, die oft noch schlimmer und fruchtloser als die erste ist, die aber viel leichter abzuändern wäre.

In den Ländern, wo die jungen Leute zu zeitig in die Welt gelassen werden, bringen sie darein ganz rohe und übelverdauete Erkenntnisse. Da sie nicht den geringsten Gebrauch davon machen können, so halten sie sie alle für gleich unnütz, vernachläßigen sie alle, und sind zum Umgange mit der Welt schlecht unterrichtet. In den Ländern, wo die Universitäten sich noch in einigem Ansehen erhalten, schöpfen die jungen Leute eben die Abneigung, oder werden Pedanten.

Ein Philosoph könnte, zur Nachahmung der großen Männer des Alterthums, eine gewisse Anzahl junger Leute,

die Hoffnung des Staats, an sich ziehen; sie zum geschäfftigen Leben geschickt machen; mitten in der Welt, am Hofe, oder in den Gärten des Epikurs, mit ihr philosophiren. Es sind einige Jahre, daß ein gelehrter Deutscher den Entwurf zu einer praktischen Akademie machte, worinn die Jugend zu den Geschäfften angeführet werden könnte. Ich weis nicht, ob diese Einrichtung noch besteht; die Idee davon aber war gut, und werth, daß sie, in Absicht aller praktischen und wahrhaftig nützlichen Erkenntnisse, nachgeahmet würde.

Eine solche Erziehung ist ohne Zweifel nicht das Werk eines Menschen, der im Schulstaube grau geworden ist. Man gelangt niemals zu einer wahrhaften Geschicklichkeit, auch selbst in der Philosophie, als vermittelst der Erfahrung, der Kenntniß der Welt und der Menschen. Wenn diese Beschäfftigung mit mehrerer Ehre verknüpft wäre, so würde man keinen Mangel an geschickten Leuten haben, die des Lermens und der Unruhe der Geschäffte überdrüßig, mit Vergnügen ein Mittel ergreifen würden, sich noch in der Stille einer philosophischen Eingezogenheit der Gesellschaft nützlich zu machen. Warum kömmt uns ein Volk, das wir für halb barbarisch halten, in einem so edelen Vorhaben zuvor? Die Großen Persiens, die in Ungnade sind, behalten das Vertrauen und die Achtung des Publikums, indem sie Unterricht in der Philosophie geben. Diejenigen, die sich früh dieser Beschäfftigung wiedmen, sind in so großem Ansehen, das ihnen werther seyn kann, als das gute Verständniß mit ihren Souveränen.

Die Erfahrung giebt uns Beweise von der Möglichkeit dieser Sache bey uns. Einer von den großen Feldherren und geschickten Unterhändlern in diesem Jahrhunderte hat mich oft versichert, daß er seine Erziehung einem Generale von einer Nation zu verdanken habe, von der wir keine Beyspiele erwarten. Da ihm die stolze Gelehrsamkeit, die er in den Schulen erlernt hatte, zum Ekel ward, und nicht den geringsten Nutzen davon entdeckte, so setzte er das Studiren bey Seite, und gieng in Dienste. Als der General

die

die Talente des jungen Menschen und die Ursache seiner Abneigung wahrnahm, so führte er ihn zu den Wissenschaften zurück, unterrichtete ihn unter seinem Zelte und mitten am Hofe; brachte ihm den wahren Geschmack am Lesen bey, und machte einen einsichtsvollen Mann aus ihm.

Sollte dieses Beyspiel selten genug seyn, um zu verdienen, daß es angeführet würde? Sollten ein Chesterfield, ein Tessin erröthen, ihr von der Welt abgesondertes Leben dazu anzuwenden, ihre Einsichten mitzutheilen?

Es würde auch für die gute Philosophie sehr vortheilhaft seyn, wenn das Publikum billiger in Ertheilung der Ehre, und in Bestimmung des innerlichen Werthes der Wissenschaften wäre. Man hat den Nutzen eingesehen, den man aus der Errichtung einiger Akademien zog. Man glaubte diesen Nutzen gemeinnütziger zu machen, wenn man die Akademien vervielfältigte. Alles wird bald Akademie seyn: jede mittelmäßige Stadt will die ihrige haben. Petron sagt, daß es leichter war, zu Rom einen Gott, als einen Menschen zu finden: man findet bey uns eher einen Akademisten, als einen Mann, der ein wenig vernünftig ist. Die Akademien berauben alle Classen des Volks der nützlichen und nothwendigen Mitglieder.

So viele mittelmäßige Leute können sich nicht alle mit großen Gegenständen beschäfftigen: die Begierde zu glänzen, sich als würdige Akademisten zu zeigen, bewegt sie, auf Kleinigkeiten zu fallen. Man will Preiße gewinnen, und sein Haupt mit unnützen Lorbeern krönen. Man stürzt sich in physikalische Untersuchungen, die nicht von der geringsten Erheblichkeit sind, und die gute Philosophie nimmt Theil an der Verachtung, womit einsichtsvolle Männer diese artigen Philosophen beehren.

Die Zahl der Naturkündiger, deren Einsichten sich über ein weites Feld erstrecken, die die Erkenntnisse zum Nutzen des menschlichen Geschlechtes mit einander vereinigen, ist sehr geringe.

Wie viele von unsern Akademisten gleichen denen Duhamel, den Büffons, den Justi, den Linnäus? Dieses sind inzwischen doch die Muster, denen man nachahmen müßte, wenn die physikalischen Wissenschaften sich von dem Vorwurfe der Unerheblichkeit reinigen, und die Bemühungen eines Philosophen verdienen sollen. Ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften ist im Großen groß: derjenige ist unglücklich genug, der nur im Kleinen groß ist.

Diese Fehler unserer Philosophen, die die Philosophie heruntersetzen, sind nicht immer freywillige Fehler. Die Denkungsart der Großen, und der Geist der heutigen Regierungen, verweisen auf eine allzustrenge Weise die Gelehrsamkeit in die Schulen, und verhindern die Genie, ihre Talente zu entwickeln. Die gute Philosophie wird durch das Schulmäßige der Wissenschaften verdeckt, und der mit dem Pedanten verwechselte Philosoph kann sich nicht hervorthun.

Es ist eine abgedroschene, aber ewige Wahrheit: wir können nur an dem, was wir kennen, Geschmack finden. Wie könnten die schlecht unterwiesenen Großen das, was die Wissenschaften Erhabenes haben, hochachten? Die Auferziehung der Herren der Erde wird durch die Minister entworfen, und durch die Geistlichen ausgeführet. Der eigennützige Ehrgeiz der Minister lehrt sie die falsche Staatskunst, darinn sie sich doch so oft betrogen haben, ihren Herrn in einer schimpflichen Unwissenheit stecken zu lassen, damit sie ihn desto sicherer regieren können. Die Geistlichen machen sie auf eben die Weise zu Beschützern der Unwissenheit: sie haben lieber demüthige Christen, als einsichtsvolle Männer.

Wenn man die alte Geschichte durchläuft, so erstaunt man über die große Menge gelehrter Beherrscher. Man verwundert sich über die Weitläuftigkeit ihrer Einsichten in alle nützliche Wissenschaften, ob sie gleich von ihrem Staate entfernt waren. Fast alle Könige von Aegypten, von Syrien, von Sicilien, und von dem eigentlich sogenannten Asien, hatten die bürgerliche und die natürliche Geschichte, die Philosophie und die schönen Wissenschaften vollkommen inne:

ver-

verschiedene waren Dichter, Geschichtschreiber und Verfasser anderer schätzbarer Werke. Unter den römischen Kaisern ist die Menge der gelehrten viel größer, als der unwissenden. Sogar die barbarischen Länder wurden von gelehrten Prinzen beherrscht: was für Aufhebens machten nicht die Alten von den Schriften des Mithridats und des Juba! Darf man sich verwundern, daß Prinzen von so seltenen Talenten die Philosophie und die Wissenschaften so günstig aufgenommen haben? daß ihre Minister, ihre Lieblinge, ihre Freunde, (wie man sich in diesen gesitteten Jahrhunderten auf eine bäuerische Art ausdruckte) die größten Philosophen, die einsichtvollesten Männer ihrer Zeit gewesen sind? Es giebt eine bestimmte Sympathie unter Leuten von Genie.

Die heutigen Prinzen, die oft schlecht erzogen sind, haben meistentheils eine ganz unterschiedene Art von Leuten um sich herum. Wir schmeicheln uns, weit gesitteter als die Alten zu seyn, und wir bewahren doch noch heilig die gothischen Gewohnheiten. Bey den Barbaren des mittlern Alters waren die Besitzer der Lehngüter alles; der Ueberrest der Nation war nichts. Sie hatten also allein das Recht, um den Prinzen zu seyn, wie itzt der hohe Adel.

Die Etiquette, die Frucht des geringfügigen Stolzes des Hofes zu Constantinopel, die in Europa aufgenommen wurde, vollendete vollends, die Gesellschaft der Könige, wie ihre übrigen Handlungen, zu bestimmen. Man muß einen Titel haben, wenn man einen Prinzen unterhalten will; allein die Vorsehung, die zu gerecht ist, verknüpft nicht immer die Talente und das Verdienst mit den barbarischen Verfassungen. Es ist ein Beweis von der Größe und der Stärke der Seele, wenn man sich von der Sklaverey der lächerlichen Ceremonien zu befreyen weis. Wenn die römischen Kaiser zu Felde giengen, so ließen sie sich anstatt der Großjägermeister und Kammerherren, von schönen Geistern und Philosophen begleiten.

Ein anderes Ueberbleibsel der Barbarey entfernet die Philosophen von der großen Welt, worinn sie erscheinen

sollten. Man hat aus der Regierungswissenschaft eine verwickelte Kunst gemacht, die unter ihren niedrigeren Ordnungen verborgen, und unter mechanischen Formalitäten versteckt ist. Der Geschmack und die angemaßte Macht der Rechtsgelehrten des mittleren Alters verbreitet sich über alle Geschäffte. Man macht ein Handwerk daraus, und unterwirft es oft einer unanständigen Lehrzeit. Die Minister reden, nach dem Beyspiele der mittelmäßigen Aerzte, nur von Erfahrung; gleich als ob eine blinde Kenntniß des Verfahrens das Genie ersetzen könnte. Nach diesem Vorurtheile hat man eine schlechte Meynung von einem Manne, der sein Leben nicht damit zugebracht hat, in der Finsterniß der niederen Ordnungen zu tappen: man führt mit Lächeln den Einfall Wilhelm des dritten über den Newton an. Man giebt darauf nicht Achtung, daß die größten Staatsmänner auf einmal ihre Laufbahn betreten haben. Man will nicht begreifen, daß ein Mann, welcher Beweise vorzüglich durchdringender Einsichten in die erhabensten Wahrheiten gegeben hat, eben diese durchdringende Einsicht auch in der Regierungswissenschaft anbringen könne, deren sichere Grundsätze nichts als eine glückliche Anwendung erfodern.

Die Philosophie ist die Kunst, die Gründe und die Verbindungen aller unserer Erkenntnisse zu finden: die Kunst, die Wirkungen zu vereinigen, um die Ursachen derselben zu entdecken, und die Ursachen zu vereinigen, um die möglichen Wirkungen hervorzubringen oder vorherzusehen. Sie mischt sich also unter alle Wissenschaften: alle Erkenntnisse gehören unter ihr Gebiete.

Allein sie wählet vorzüglich die nützlichsten, die es am meisten verdienen, daß sie ihre Beschäfftigung daraus machet. Da die Tugend vorzüglicher als die Gelehrsamkeit ist, so giebt sie die oberste Stelle der Sittenlehre. Da die Glückseligkeit der Privatleute von der Gesellschaft ihrer abhängt, so läßt sie auf jene die Regierungswissenschaft folgen. Sie läßt alle Erkenntnisse nach dem Grade ihrer Nützlichkeit gehen. Indem sie unsern Geist aufheitert, versucht sie

unsere

unsere Seele zu erheben; und indem sie das Herz zu bilden trachtet, gründet sie ihre Maximen auf die vernünftigsten Grundsätze.

Wenn wir die Philosophie zu ihrer wahren Bestimmung zurückführen, so wird sie ihre alte Würde wieder annehmen. Der Name eines Philosophen wird nicht weiter ein Wort der Verachtung seyn: er wird das unterscheidende Merkmaal des Gegenstandes der Bewunderung und der Liebe einer Nation seyn. Und wie könnte man die Hochachtung einem Manne versagen, der eben so groß wegen der Weitläuftigkeit seiner Einsichten, als wegen der Vortrefflichkeit seines Genies ist: der sich mit allem, was die Wissenschaften für das menschliche Geschlecht nützliches haben, beschäfftiget, und dessen unabläßige Bemühungen dahin gehen, dasselbe zur Glückseligkeit seiner Mitbürger anzuwenden!

Wenn wir die Philosophie in diesem Verstande studiren, so werden wir den heitern Tag kommen sehen, dessen Morgenröthe ich schon wahrzunehmen glaube. Die philosophischen Erkenntnisse werden sich bis in die Tiefe erstrecken, und nicht blos auf der Oberfläche, wie bisher, verweilen. Man wird in alle Arten Methode und Licht bringen. Wir haben schon einige Proben davon. Das unsterbliche Werk von den Gesetzen beweist den erstaunenden Fortgang, den die Gesetzgebung durch der Philosopie ihre Beyhülfe haben kann. Wir haben philosophische Werke über die Haushaltungswissenschaft, über die Policeywissenschaft, über das Handlungswesen, über das Finanzwesen. Sogar die Geschichte, die sonst ein schweres und trocknes Werk des Gedächtnisses war, fängt an den philosophischen Geist zu fühlen: sie kann eine wahrhaftige Sammlung moralischer und politischer Erfahrungen werden. Ein Philosoph, der sie vereinigen wird, wird die interessanteste und lehrreichste Wissenschaft daraus machen.

Die Regierungswissenschaft wird noch weit größere Vortheile aus der Anwendung der Philosophie ziehen. Ich

kenne die voreilige Neigung unserer Minister und unserer Staatsleute, alles, was die engen Grenzen ihres Genies überschreitet, oder ihre kleinen Seelen in Verwunderung setzt, für Spekulationen und Hirngespinnste zu halten; allein eine mittelmäßige Aufmerksamkeit auf die Geschichte und den Gang der menschlichen Vernunft wird uns die erstaunenden Veränderungen zeigen, die der Verlauf einiger Jahrhunderte in den politischen Ideen hervorgebracht hat. Wie viel neuerrichtete Systeme, verbesserte Misbräuche, abgeschaffte Vorurtheile giebt es nicht!

Es sind genug Dinge zu finden, zu thun, zu verändern übrig. Ein politischer Cartesius wird uns wegen der Güte des blinden hergebrachten Verfahrens in den Geschäfften Zweifel erwecken können, ob es gleich durch das Beyspiel unserer Vorfahren geheiliget ist. Man beschuldiget das Volk, daß es wider die Neuheiten eingenommen ist, weil es Neuheiten sind. Dieser Geschmack des Volks erstreckt sich viel weiter, bis zu denen, die die ersten Bedienungen einnehmen. Laßt uns nicht glauben, daß unsere Vorgänger, die unwissend und ungeschickt waren, oder ganz neuerlich aus der Barbarey hervorgiengen, alles bis auf den Grund erforscht haben sollten; durch den Beystand ihrer Einsichten werden wir noch weiter sehen.

Man entlediget sich nach und nach von den Vorurtheilen und den unerheblichen Dingen, die die Rechtsgelehrten, welche ehedem unsere einzigen Staatsmänner waren, in die Staatskunst gebracht haben. Wir haben unbekannte Männer ihre Stimme aus dem großen Haufen erheben sehen, Misbräuche zu zeigen, Vorurtheile zu bestreiten: weise Minister haben sich diese Nachrichten zu Nutze gemacht: man hat verschiedene Arten der Geschäffte vollkommner gemacht.

Die Völker werden glücklich seyn, wenn die Philosophen Minister, oder die Minister Philosophen seyn werden: sodann erst werden wir alle die Vortheile genießen, die uns die Kunst und die Natur versprechen; die innerliche Beruhigung, die die Frucht der Ueberzeugung der Völker ist, daß

sie

sie wohl regieret werden, und der Wissenschaft, daß die Prinzen die Glückseeligkeit ihrer Völker zu ihrer wahrhaftigen Absicht haben; und die äußerliche Ruhe, die die Frucht der wahren Macht des Staats und des Vertrauens ist, welches sie ihren Nachbarn einflößet.

Diese Epoche ist vielleicht näher, als wir denken. Der Fortgang der Vernunft und der philosophischen Einsichten versichert uns davon. Warum sollten wir nicht die schmeichelhaftesten Hoffnungen haben, wenn wir einen der vornehmsten Throne von einem Philosophen, von einem Prinzen besetzt sehen, der durch die gründlichste Erlernung der Philosophie und der Wissenschaften den größten Staatsmann, den größten Feldherrn seines Jahrhunderts aus sich gemacht hat; von einem Prinzen, dessen erhabene Eigenschaften die allergefälligsten nicht ausschließen; von einem Prinzen, der das Genie und den Muth des Cäsar mit den Talenten des Julians und den Tugenden des Mark-Antonins verknüpft?

V.

Epikurs Begriff von der Wollust. *)

Nachdem Epikur auf seine Art gezeiget hatte, daß sich die Götter um menschliche Dinge nicht bekümmerten, und daß der Tod nur ein leeres Schreckenbild wäre, welches entflieht, wenn man es wagt, ihm frey entgegen zu gehn; so ordnet er seine Begriffe folgender Gestalt.

Ich bin: mein Daseyn, welches in sehr enge Grenzen eingeschlossen ist, ist bloß ein Gewebe von Empfindungen, die mir eigenthümlich sind. Einige von denselben sind angenehm, andre aber unangenehm. Durch einen besondern Vorzug vor den Thieren, kann ich meinen künftigen Zustand bis auf einen gewissen

*) Aus des Abt Batteux Morale d' Epicure.

gewissen Punkt vorausseh; dadurch werde ich in den Stand gesetzt, die Summe meiner unangenehmen Empfindungen zu vermindern, und die angenehmen zu vermehren: dieses bin ich im Stande.

Wenn ich es nun wirklich thue, so bin ich ein Weiser, das ist, ein Mensch, welcher sich durch die Richtigkeit seiner genommnen Maaßregeln und durch die Genauigkeit dieselben zu vollziehen, so vollkommen gemacht hat, als es die menschliche Natur zuläßt.

Ich darf mich vor den Göttern nicht fürchten: der Tod ist nichts: ich habe also keinen Feind als den Schmerz. Kann ich mich von diesem loßmachen, so bleibt mir nichts übrig als mein Wesen und die Wollust.

Was ist aber die Wollust?

Von diesem Worte behaupteten die Epikuräer vornehmlich, daß man sie nicht verstünde. Sollte ich nicht verstehen, sagte Cicero, *) was (ἡδονὴ im Griechischen und voluptas im Lateinischen) Wollust sey? Wer ein Epikuräer werden will, ist es in zween Tagen; und ich sollte allein nichts davon begreifen? Ihr behauptet selbst, man dürfe kein Gelehrter seyn, um ein Weltweiser zu werden. (Er redet zu einem Epikuräer.) In der That, ob ich gleich von Natur nicht gerne heftig im Streit bin, so wird mir es doch schwer, ich leugne es nicht, meinen Zorn zurückzuhalten. Und in Wahrheit, warum hätte Cicero das nicht sollen begreifen können, was die Epikuräer, die doch meistentheils eine sehr eingeschränkte Erkenntniß hatten, und nicht fähig waren, sich in subtile Untersuchungen einzulassen, beym ersten Worte verstunden?

*) Hoc frequenter dici solet a vobis, non intelligere nos quam dicat Epicurus voluptatem. Quod quidem mihi, si quando dictum est, est autem dictum non parum saepe, etsi satis clemens sum in disputando, tamen interdum soleo subirasci. Ego non intelligo quid sit ἡδονὴ gracce, latine voluptas? &c. De Fin. 2. 4.

stunden? *) Epikur redet von einer Wollust, welche ein jedes Thier, so bald es gebohren wird, allein durch die Empfindung kennen lernt. **) Er beruft sich deswegen auf die neugebohrnen Kinder und auf die unvernünftigen Thiere, welche aus dem bloßen Triebe der Natur das Vergnügen aufsuchen. Es ist also der Begriff, welcher in dem Worte Wollust steckt, keine so geheimnißvolle oder schwer zu ergründende Sache.

Epikur hatte einen vortrefflichen Grundsatz, nämlich kein Wort zu gebrauchen, welches erst durch ein andres müßte erklärt werden. Die einzige Eigenschaft, welche er von einem Redner, und noch mehr von einem Weltweisen foderte, war die Deutlichkeit. Er übte sie auch selbst aus. ***) Dieses thaten auch seine Schüler, und zwar so vollkommen, daß Cicero, welcher mit dem Atticus den Phedrus und Zeno, des Epikurs Nachfolger, gehört hatte, sagt, ob er gleich öfters mit seinem Freunde diese Materien untersucht hätte, so wäre doch niemals die Rede von dem Verstande der Worte, sondern allezeit vom Beweise gewesen. ****)

Dem allen ungeachtet, wenn die Epikuräer durch das Wort Wollust etwas anders verstanden, als was man gemeiniglich darunter versteht, so handelten sie doch thöricht, daß sie in einem Lande, wo sie so viele Nebenbuhler und Feinde hatten, ein Wort brauchten, dessen Verstand, welcher wenigstens zweydeutig war, zur Lästerung Gelegenheit geben konnte. Wer zwang sie, wenn sie reine und von allem Vorwurf freye Begriffe

*) Vestri optime disputant, nihil opus esse eum, qui philosophus futurus sit, scire litteras. Itaque ut majores nostri ab aratro abduxerunt Cincinnatum: Sic vos de Pelasgis omnibus colligitis bonos quidem viros, sed certe non pereruditos. ibid.

**) Cic. l. 1. de Finib. et Diog. Laërt. l. 10. segm. 138.

***) Complectitur verbis quod vult; et dicit plane quod intelligam. Cic. de Fin. I. 5.

****) Neque erat unquam controversia quid ego intelligerem, sed quid probarem. ib.

Begriffe hatten, die Tugend unter dem Kleide einer berüchtigten Buhlerinn vorzustellen? *)

Der einzige Name war schon genug, sie verdächtig zu machen. Doch wir wollen zur Sache selber schreiten, und wenn es möglich ist, den räthselhaften Verstand, welchen man diesem berufnen Worte zu geben glaubte, zu entwickeln suchen. Was ist nun die Wollust?

Epikur theilte sie in zwo Arten: die eine bestund in der Bewegung, die andre in der Ruhe.

Bey der ersten erwiese sich die Seele thätig, oder sie empfieng vielmehr durch die Sinnen einen angenehmen Eindruck, welcher sie in Bewegung setzte. **) Bey der andern verhielte sich die Seele weder thätig noch leidend; sie wäre blos vom Schmerz entledigt. ***) Z. E. Ein durstiger Mensch trinkt ein frisches und angenehmes Getränke; alsdann empfindet er die erste Art der Wollust: wenn er getrunken hat, und sein Durst gestillt ist; so empfindet er die andre Art. Bey der ersten empfand er wirklich ein Vergnügen; bey der andern fühlt er nur das Bedürfniß nicht mehr.

Es hat dem Epikur gefallen, den letzten Zustand die größte Wollust, das höchste Gut, und den Gipfel der Glückseligkeit zu nennen. Und man ist wirklich glückselig, wenn man vergnügt ist; und vergnügt, wenn man weder Schmerz noch Bedürfniß empfindet.

Aber wir müssen die Sache etwas weiter herholen. Aristippus von Cyrene, welcher eben so wie Epikur alle Glückseligkeit der Menschen in dieses Leben einschloß, redete ohne Umschweife, und setzt diese Glückseligkeit in den Genuß angenehmer Empfindungen.

Als Hieronymus von Rhodus sahe, daß diese Meynung für die Weltweisheit schimpfliche Folgen haben könnte, und auch

*) Quid enim necesse, tanquam meretricem in matronarum coetum, sic voluptatem in virtutum concilium adducere? invidiosum nomen est et infamiae subjectum. de Fin. II. 4.

**) Jucundus motus in sensu.

***) Doloris amotio.

auch wirklich hatte, so hielt er es für seine Schuldigkeit, dieselbe näher einzuschränken, und setzte die Wollust in die Abwesenheit aller Schmerzen.

Epikur, welcher einige Zeit nach dem Aristippus und Hieronymus kam, nahm die Begriffe seiner zween Lehrer an, nämlich von dem andern die Grundsätze, und von dem ersten die Folgesätze.

Da aber die Natur die Bedürfnisse und das Vergnügen der Menschen also eingerichtet hat, daß man das letztere genießt, wenn man die ersten erfüllt; so machen diese zwo Meynungen augenscheinlich nur eine einzige aus, die aber zwo Seiten hat.

Wenn Aristippus durstig war, und einen frischen Trunk that, sollte es auch bloßes Wasser seyn, so drückte er sich also aus: Ich genieße das Glück meiner Weltweisheit, weil ich Vergnügen empfinde. In eben dem Falle sagte Epikur: Ich genieße auch das Glück der meinigen, weil ich mich vom Schmerz befreye und mein Bedürfniß erfülle.

Der Schmerz ist überhaupt nichts anders als eine Erinnerung oder ein Schrey der Natur, die sich in Gefahr befindet und um Hülfe ruft.

Ob zwar die Seele allein empfindet, so giebt es doch auch einen Schmerz des Geistes und des Körpers. Der Schmerz des Geistes ist nichts anders als die Furcht vor der Zukunft, und der Verdruß über das Vergangne. Der Schmerz des Körpers ist die Empfindung des Gegenwärtigen.

Der Schmerz des Körpers ist doppelt: Einen nennt man Bedürfniß, den andern Krankheit.

Die Bedürfnisse des Körpers sind Arten von Krankheiten, die man mit angenehmen und der Natur erträglichen Mitteln hebt.

Die Krankheiten sind Arten von Bedürfnissen, deren Heilungsmittel meistentheils unangenehm und der Natur unausstehlich sind.

Wenn

Wenn man glücklich seyn will, muß man sich von allen diesen Arten des Schmerzes loßmachen. *)

Der Mensch wird von der Furcht des Zukünftigen befreyt seyn, wenn er weiß, daß er mit den Göttern nichts darf zu thun haben, und daß der Tod nichts ist.

Er wird sich über das Vergangne nicht betrüben, wenn er weiß, daß es unersetzlich ist und keine Folgen hat.

Man weiß Epikurs Recept für die Krankheiten und Schmerzen. Wenn sie unerträglich sind, so bringen sie den Tod; wenn sie den Tod nicht bringen, so sind sie erträglich: **) übrigens steht es einem frey, sich das Leben zu nehmen, wenn es einem zur Last gereicht.

Es ist also nichts mehr übrig, als die Bedürfnisse des Körpers zu untersuchen, das ist, die Schmerzen, deren Gegenmittel angenehm und der Natur erträglich sind; darauf wird es nun in diesem Artikel ankommen.

Wenn man den Menschen in Absicht auf seine Bedürfnisse betrachtet, so kann er sich in einem dreyfachen Zustande befinden, ***) nämlich im Stande der Unruhe, wenn er das Bedürfniß empfindet; im Stande der Bewegung, wenn er dem Bedürfnisse durch ein Mittel abhilft, und im Stande der Ruhe, wenn er das Bedürfniß erfüllt hat. In dem ersten Zustande ist das Herz beklemmt; in dem andern befreyt, und in dem dritten ist es in seiner natürlichen Beschaffenheit; und darinn besteht die wahre Glückseeligkeit.

Nun laßt uns hören, was der Weltweise sagt.

Wenn ihr keine Bedürfnisse habt, so habt ihr auch keine Begierden. Wenn ihr keine Begierden habt, so seyd ihr zufrieden, und folglich glücklich. Sucht euch in diesem Zustande zu erhalten.

Wenn

*) Augendae voluptatis finis est doloris omnis amotio. de Fin. 2. n. 3.

**) II. Part. Art. 2. Max. 4.

***) Sunt in natura rerum tria, unum cum in voluptate sumus, alterum cum in dolore; tertium hoc, in quo nunc quidem sumus. Cic. de Fin. 2. n. 5.

Wenn ihr Bedürfnisse habt, so ist ihr Gegenstand entweder in der Natur, oder in einer eigensinnigen, leeren Einbildung. Man braucht es euch kaum zu sagen, daß ihr euch der bloß eingebildeten Bedürfnisse entschlagen müsse; dadurch werden die Bande und unangenehmen Empfindungen des Lebens vermehrt, und ihr habt nichts als Unlust davon. Befindet sich aber der Gegenstand in den Schranken und Gesetzen der Natur, so habt ihr durch die Geburt ein Recht dazu erlangt: doch muß man noch einen Unterschied machen.

Ist euch eine Sache unentbehrlich zu eurer Erhaltung nöthig; so kann euch kein Gesetz verwehren, sie zu erhalten. Das Gesetz der Selbsterhaltung geht allen andern vor. Kein Thier kann das Interesse seines Zustandes hintansetzen: Dieses ist die vornehmste Regel. Ist sie euch aber nicht unentbehrlich nothwendig; so gebe ich euch den Rath, noch davon abzustehen, und sie mit den bloß eingebildeten Bedürfnissen fortzuschaffen.

Wenn Epikur diese philosophische Diät einer ruhigen Seele vorschriebe, deren Bewegungen sanft, und deren Begriffe geläutert und ohne Vermischung sind, so sieht man wohl ein, daß sie wird gut aufgenommen und ohne Zwang ausgeübt werden. Doch dieses ist nicht nöthig. Eine solche Seele ist gesund, und hat die Hülfsmittel der Weltweisheit nicht nöthig. Einen kranken Menschen darf man bloß gesund machen, und die Weltweisheit ist die Arzney des Geistes.

Aber man stelle ihm einen Menschen vor, er mag jung oder alt seyn, (denn er will, man soll sich in einem jeden Alter bemühen, glückselig zu werden) welcher die Bedürfnisse der Natur, der Einbildungskraft, und selbst des Eigensinns fühlt, und zwar in einem heftigen Grade. Die erhitzte Begierde hat alle seine Fähigkeiten in Verwirrung gesetzt: der Widerstand und der Kampf haben bloß gedient, die Hitze seines Fiebers zu verdoppeln. Macht mich gesund, schreyt dieser Mensch, indem er sich zum Epikur wendet, ich komme in

eure Schule. Man sagt, ihr besitzet die Kunst, Menschen glücklich zu machen!

Es ist nichts leichter. Aber ehe man euch Hülfsmittel vorschlägt, muß man euch vorher einige Begriffe beybringen. Ich werde mich nicht lange aufhalten.

Euer Zustand ist eine Art des Schmerzes. Der Schmerz ist das größte Uebel, wie die Wollust das höchste Gut ist. Ein jeder Schmerz ist ein unangenehmer Zustand der Seele oder des Leibes. Eine jede Wollust ist ein angenehmer Zustand der Seele oder des Leibes. Ich werde euch bloß die ersten Grundregeln beybringen: hierauf müßt ihr sie selbst auf euren Zustand anwenden.

Eine jede Wollust ist an sich gut, und ein jeder Schmerz an sich etwas Böses. Aber oft gehn vor der ersten Schmerzen vorher, oder sie folgen auf sie; und bey dem andern geht oft die Wollust voran, oder sie folgt darauf. Man muß sich also klüglich aufführen und folgende Regeln beobachten:

Erste Regel.

Man muß eine Wollust suchen, welche mit keinem Schmerz verbunden ist.

Zwote Regel.

Man muß jeden Schmerz fliehen, der nicht mit einer Wollust verbunden ist.

Dritte Regel.

Man muß eine Wollust fliehen, die uns an einer größern hindert, oder mit welcher ein größrer Schmerz verbunden ist.

Vierte Regel.

Man muß einen Schmerz erwählen, der uns entweder von einem größern Schmerz befreyet, oder mit welchem eine größere Wollust verbunden ist.

Dieses ist eine Wage, welche die Weltweisheit der Vernunft giebt, das Interesse der Menschen zu wiegen, und ihn durch das Uebergewicht zur Wahl zu bestimmen.

Man

Man könnte den Epikur fragen, ob sich die Vernunft des Menschen in diesem Falle, da sie weder die Furcht vor den Göttern, noch den Begriff von einem künftigen Leben, vor sich hat, dieser vorgegebnen Wage in dem Zustande bedienen kann, worinn er sich befindet. Sein Herz ist in der äußersten Gefahr, der Gegenstand seiner Begierde setzt ihn außer sich, er sieht und empfindet sonst nichts; und in diesem Augenblick der Verwirrung und Raserey sagt man zu ihm: Nehmt die Wage zur Hand! Er nimmt sie.

Sein Schmerz wird durch den Zügel verursacht, welchen das Gesetz seiner Begierde anlegt, und welcher ihn hindert, sich seines Gegenstandes zu bemächtigen, der ihn völlig beruhigen würde.

Dieses Gesetz kann kein andres seyn, als das Gesetz der Natur, welches auf die Glückseligkeit eines jeden Menschen abzielt, oder des geselligen Zustandes, welches für die öffentliche Glückseligkeit sorget. Wenn ihr jemanden ermordet, so straft euch der Staat mit dem Tode. Wenn ihr unmäßig seyd, so straft euch die Natur mit Krankheit. Erhaltet ihr einen Bürger, so belohnt euch der Staat, und diese Belohnung verschafft euch ein Mittel mehr zu eurer Glückseligkeit. Seyd ihr nüchtern und mäßig, so werdet ihr lange Zeit gesund und munter seyn. Dieses sind alle Gewichte, welche Epikur in den Wagschalen einander entgegen legt. Auf der einen Seite sind Güter, auf der andern Uebel, sowohl von der Natur als vom Staate.

Was wird nun der Mensch anfangen, welchen seine Leidenschaften unglücklich machen, die er mit dem Titel der Bedürfnisse und Schmerzen der Natur schmückt, welche in ihm unter dem Joche des Gesetzes erliegt? Endlich erblickt er einen Hoffnungsstrahl, der ihm aufgeht. Er faßt sich, um die Regeln seines neuen Lehrers auf seinen Zustand anzuwenden; und schließt folgendergestalt.

Da ich Tag und Nacht durch den Kampf der Natur und des Gesetzes in meinem Innersten beunruhigt werde, so ist mein Leiden grausam und ohne Erquickung. Der

Schmerz ist das größte Uebel; dieses habe ich erst gelernt. Man hat mich ferner gelehrt, daß mein Daseyn nur auf dieses Leben eingeschränkt ist, und daß kein andres vernünftiges Wesen, als ich selbst, sich meiner erbarmen wird. Also ist mein Schicksal in meiner Hand.

Bis hieher habe ich meine Ruhe einem Gesetze aufgeopfert, welches andern Menschen Beruhigung, mir aber Quaal brachte. Man hat mir ein andres Gesetz vorgelegt, welches noch höher ist als mein voriges, nach dem ich mich richtete: und dieses ist das Gesetz meines höchsten Gutes. Darnach strebe ich, und ich will endlich meine Beruhigung in der Erfüllung meines Geschmacks und meiner Neigungen finden. Was kann einem Unglückseligen, der etwas wagt, wiederfahren? Entweder wird er nicht mehr unglücklich seyn, oder vielleicht wird er gar glücklich werden.

Sollte ich eine Krankheit zu befürchten haben? Kann sie grausamer seyn, als die Marter, die ich seit so langer Zeit ausstehe? Der Tod — der Tod ist nichts.

Soll ich mich fürchten von dem Staat als ein Missethäter angesehn und deswegen bestraft zu werden? Was ist diese Furcht der Zukunft gegen das gegenwärtige Uebel, von dem ich mich losmache, und gegen das Gut, welches so gar gegenwärtig ist, das ich mir verschaffe? Diese Furcht wird von Tag zu Tage durch die Gewohnheit geschwächt werden: alsdann wird nur eine schwache Empfindung davon übrig bleiben, welche immer langsamer wiederkommen und endlich gar verschwinden wird. Wie viele entwischen, entweder durch Geschicklichkeit, oder auf Treu und Glauben, oder durch andre Mittel? Ich wette tausend gegen eins, ich bin darunter. Auf diese Weise erlange ich ein gegenwärtiges, großes, sehr großes Gut für mich, welches nur mit einer leichten und entfernten Drohung verbunden ist, die meistentheils nicht einmal erfüllt wird.

Ich werde entdeckt und bestraft — Aber erstlich ist der Diebstahl, den ich vorhabe, nicht unter die allerabscheulichsten Verbrechen im Staate zu rechnen; also wird sich die

Strafe

Strafe bloß auf eine Verminderung der Hochachtung einschränken, bey Leuten, die mit Vorurtheilen erfüllt sind, welche ich verachte. Sollte ich öffentlich bestraft werden? Die Strafe wird keinen größern Eindruck auf mich haben, als das Elend, welches mich drückte. *) Man wird mir die Freyheit nehmen. — Ein Weltweiser kann sie wiedernehmen, wenn es ihm beliebt. Man wird mir das Leben beschwerlich machen — War es vor meinem Vergehen weniger beschwerlich? Wenigstens werde ich den Trost haben, daß ich nicht aus Schwachheit unglückselig bin. Wer sollte mich hindern, mich von dem Uebel loszureißen, wenn ich will, und dieses Leben zu verlassen? Braucht man mehr Stärke, dem Tode, welcher nichts ist, entgegen zu gehn, als denselben in einem Gefängnisse oder auf dem Bette zu erwarten? Aber dieses ist ein leeres Schreckenbild: ich werde mich unter die Menge verstecken: man würde niemals fertig werden, wenn man uns strafen sollte. **)

Man kann überhaupt den Schluß machen: Dieser Mensch, welcher durch Armuth, Unglücksfälle, Heftigkeit seiner Leidenschaften, und durch alle Umstände, die sein Unglück aufs höchste bringen können, unglücklich geworden ist, findet in der Weltweisheit des Epikurs keinen Grund, warum er seine wirkliche Glückseligkeit dem Gesetze aufopfern sollte; im Gegentheil aber zureichende, ja offenbare Gründe, das Gesetz seiner Glückseligkeit aufzuopfern.

Wir reden von einem einzigen unglücklichen Menschen. Aber wie viele giebt es, die nicht wenigstens einige Augenblicke in ihrem Leben in dieser kritischen Lage gewesen sind, wo sie das Joch des Gesetzes äußerst unglücklich machte? Welcher

*) Quem metui moritura.

**) Non oportet timidum aut imbecillo animo fingi, non bonum illum virum qui, quidquid fecerit, ipse se cruciet, omniaque formidet; sed omnia callide referentem ad utilitatem, acutum, versutum, vel erat orem, facile ut excogitet quomodo occulte, sine teste, sine ullo conscio fallat. De Fin. I. 16.

Bewegungsgrund könnte sie zurückhalten, wenn sie Schüler des Epikurs waren? Die Furcht, ertappt zu werden? Also hieng ihre Tugend an einem so dünnen Faden, diese Tugend, welche die Dichter so oft mit den unbeweglichen Felsen mitten unter den Wellen verglichen haben. Aber wenigstens folgt daraus, daß, wenn der weise Epikuräer sich nicht fürchtet, die Ehre seiner Tugend zu verlieren, nichts so ungerecht und schändlich seyn wird, welches er nicht unternehmen sollte, die Vortheile des Lasters zu genießen. *) Vertrauet einem solchen Menschen zwanzig tausend Thaler an, die er itzo selbst sehr nöthig braucht; glaubet ihr, daß ihm eure Freundschaft lieber seyn wird, als diese Summe, die ihn glücklich machen könnte; oder daß er sie euren Erben wiedergeben sollte, wenn man euch des Morgens todt fände?

Man könnte uns einwenden, daß Cicero, und alle die ihm nachfolgen, von den Gedanken des Epikurs weit entfernt sind, welchen man nach Belieben ungerechte und schändliche Grundsätze beymißt; man sollte sich an das erinnern, was oben ist gesagt worden, daß seine ganze Wollust bloß die Ruhe der Seele und die Gesundheit des Körpers zur Absicht hätte; und daß man folglich schließen sollte, daß dieselbige keine unrechtmäßigen Unternehmungen verstattete, oder die der Einrichtung des Staats zuwider wären; weil seine Wollust nicht in der Bewegung, sondern in der Ruhe bestünde.

Diese Antwort ist, wie wir schon oben erinnert haben, bloß ein listiger Kunstgriff und ein leerer Wortstreit. Epikur läßt gleich alle beyde Arten der Wollust zu. Diogenes Laertius gesteht es auch, **) wenn er den Unterschied der Cyrenaischen und Epikurischen Sekte bestimmt. Die Cyrenaischen Weltweisen, sagt er, nahmen die Wollust nicht an, welche in der Ruhe besteht; sondern allein diejenige, welche in

*) In magnis interdum versatur angustiis, ut hominum conscientia remota nihil tam turpe sit, quod voluptatis caussa non videatur esse facturus. Cic. de Fin.

**) Lib. 10. Segm. 136. edit. Vest.

in der Thätigkeit und Bewegung besteht. Epikur aber nimmt beyde an. Der Geschichtschreiber führt auch die Bücher des Weltweisen an, woraus er das genommen hat, was er behauptet.

In der andern Stelle wird die Wollust des Epikurs nicht bloß eine befriedigte Begierde genennt, sondern eine Begierde, die man befriediget. *) Dieses ist eine Gemüthsbewegung, welche Bedürfniß und Schmerz von sich entfernt, und sich dem Ziele nähert, wo das Bedürfniß soll erfüllt werden.

Der Mensch, welcher sich zwischen dem Schmerze und der Wollust, als zwo Gränzen, befindet, wovon die eine der Grund und die andre das Ende seiner Bewegung ist, kann nicht einen Schritt thun, der sich nicht auf eine gleiche Weise auf beyde beziehe, aber in unterschiedener Absicht. Flieht er den Schmerz, so eilt er allemal der Wollust entgegen; eilt er der Wollust nach, so flieht er den Schmerz, oder die Begierde, welche ihn quält; so daß er nothwendig bey allen Gemüthsbewegungen einen doppelten Antrieb hat: der eine kömmt vom Hasse her, und der andere von der Liebe: zwo entgegengesetzte Springfedern, deren Kraft aus einem Mittelpunkte entsteht, und sich in eben dem Punkte, nämlich in der Glückseligkeit, wieder vereiniget.

Epikur hatte die Unzertrennlichkeit dieser zwo Grundregeln, welche nur eine einzige unter zween Gesichtspunkten ausmachen, gemerkt, ob zwar vielleicht ziemlich verwirrt; daher griff er bald zu der einen, bald zu der andern, nach Verschiedenheit der Umstände. In Gegenwart seiner Feinde sprach er von nichts, als wie man vom Schmerze sich loßmachen sollte; unter seinen Freunden gab er es zu, daß man dieses nicht könnte, ohne das Vergnügen rege zu machen.

Unterdessen, um die Begriffe seiner Schüler nicht zu sehr zu verwirren, mußte man diesen Kunstgriff in seinen Büchern fahren lassen, und frey heraussagen, was er unter dieser Wollust verstünde. Dieses hat er hauptsächlich in derjenigen Schrift gethan, welche vom höchsten Gute handelt.

*) τὸ ἀλγήνος ὑπεξαίρεσις.

Hier sind seine Worte, welche Cicero anführt, indem er den Epikur anredet: Warum wollet ihr Ausflüchte suchen? Sind dieses eure Worte oder nicht? Hier sind eure Worte aus dem Buche, welches eure ganze Meynung über diese Materie enthält; denn ich werde nur Wort für Wort übersetzen *), daß man es nicht für meine eigene Erfindung halte.

Ich bekenne, saget ihr, daß ich kein andres Gut weiß, außer welches man durch den Geschmack, durch angenehme Töne, durch die Schönheit der Gegenstände, welche wir sehen, und durch andre sinnliche Eindrücke empfindet. Und damit man nicht sagen könne, daß diese Glückseligkeit in dem Vergnügen der Seele bestehe, so behaupte ich, daß ich von keinem andern Vergnügen der Seele weiß, als wenn sie diese Güter erblickt, davon ich erst geredet habe, und deren Genuß sie vom Schmerz befreyen kann. — — Und etliche Zeilen weiter: Das folgende ist in eben dem Geschmacke geschrieben; das ganze Buch ist von diesen Begriffen voll. Und n. 20: Es war ihm nicht genug, bloß das Wort Wollust zu gebrauchen, er hat sich auch erklärt, was er darunter versteht: nämlich den Geschmack, das Gefühl, Spielen, Singen, Schönheiten, welche in die Augen fallen. Habe ich also gelogen? habe ich erdichtet? Ich begehre nichts weiter, als daß man mich widerlege; denn ich suche sonst nichts, als die Wahrheit. Eben dieses versichert er auch an einem andern Orte **).

Ein so deutliches Zeugniß beweiset genugsam, daß nach Epikurs Meynung, die Natur nicht ruhig seyn kann, bis ihre Begierde gestillt ist. In der Welt sind Ehre und Redlichkeit nichts, als Mittel, deren sich der Weise bedient, entweder sich von einem Uebel zu befreyen, oder sich ein Vergnügen zu verschaffen. Selbst die Tugend kann weiter nichts, als ein Werkzeug der Wollust seyn ***).

Warum

*) Tusc. III. 18.

**) De Finib. 2. s. Diog. Laert. L. 10. S. 6. Athen. 12. c. 12. und vornehmlich den Gassendi T. II. 680.

***) Diog. Laert. L. 10. S. 138.

Warum sagt uns Epikur, daß sich die Wollust ändern kann, wenn man sie auch nicht mehr vermehren kann? Es ist unstreitig, daß man das Vergnügen der Ruhe, wenn die Seele nach der völligen Ausübung ihres Vorsatzes gänzlich zufrieden ist, nicht vermehren kann. Wenn eine Ruhe vollkommen ist, so kann sie weder größer noch kleiner seyn.

Aber woher kömmt es, daß man diese Ruhe verändern kann, nachdem sie sich auf verschiedene Bewegungen oder Handlungen bezieht, welche vor der Ruhe vorhergiengen? Also sind die Arten der Ruhe, die auf den Hunger, Durst, Schmerz und die Rachbegierde folgen, unterschieden; weil sie auf verschiedne Handlungen folgen. Sie erfodern also alle das Vergnügen der Handlung und der Bewegung *).

Epikur geht noch weiter. Er hat diese Lehre zu einem Grundsatze gemacht, wenn er sagt, daß sich die Wollüstigen **) in dem Zustande eines Weisen befänden, wenn sie ihrem Vergnügen gewisse Gränzen setzten, und sich weder vor den Göttern noch vor dem Tode fürchten dürften ***).

Der wollüstige Epikuräer fürchtet also weder die Götter noch den Tod. Er hat also weiter nichts zu thun, als die Gränzen seiner Begierden kennen zu lernen, und ihren Anfall zu vermeiden. Hier muß der Epikuräer von der Weltweisheit die Regeln der Wollust lernen ****). Darinn besteht die einzige Wohlfahrt, das Vergnügen, mit einem Worte, die herrschende Wollust. Die Leidenschaften ziehen ihren Wagen; die um sie geschäfftigen Tugenden hätten keine andre Verrichtung, als ihre Bewegungen nach der Kunst zu lenken, und sie bis an den bestimmten Punkt zu führen, wo der Ekel anfienge, das ist, wenn man den Schmerz merkte. Oder will man lieber die Vorstellung des Cleanthes haben:

*) Jucundus motus in sensu.

**) ἀσώτοι.

***) Nihil haberem quod reprehenderem. Max. 12. Part. II. Art. 2.

****) Hoc loco discipulos quaerere videtur (Epicurus) ut qui asoti esse velint philosophi ante fiant. Cic. de Fin.

Man bilde sich ein Gemählde ein, wo die Wollust, wie eine Königinn geziert, weichlich auf einem Throne sitzt. Um sie herum stehen die Tugenden zu ihrem Befehle, welche ihr ins Ohr sagen, (wenn man nur dieses allemal im Gemählde ausdrücken kann) daß sie nichts unternehmen soll, welches andre Menschen ärgern, oder ihr selbst einige Unannehmlichkeiten verursachen könnte. Dieses ist die erhabne Lehre der epikurischen Schule *).

VI.

Versuch über die anmuthigen Schriften.

Worinn ihr Verdienst besteht.

Aus dem Französischen des Abts Trüblet.

I.

In den bloß anmuthigen Schriften ist das Gute das, was gefällt, und es giebt darinn keine wahren Fehler, als die unangenehmen Fehler. So bald man allein den Vorsatz, zu gefallen, hat, gilt das, was gefällt, so fehlerhaft es auch seyn möchte, mehr als das, was nicht gefällt, wäre es auch ohne Fehler.

II.

Jedwedes Werk, das die Einbildungskraft nicht durch Gemälde rührt, welches das Herz nicht durch Empfindungen rege

*) Cleanthes jubebat eos, qui audiebant secum ipsos cogitare pictam in tabula voluptatem pulcherrimo in vestitu et ornatu regali, in solio sedentem: præsto esse virtutes ut ancillulas, quæ nihil aliud agerent, nullum suum officium ducerent, nisi ut voluptati ministrarent, et eam tantum ad aurem admonerent (si modo id pictura intelligi posset) ut caveret, ne quid perficeret imprudens, quod offenderet animos hominum, aut quidquam ex quo oriretur aliquis dolor. Cic. de Finib. II. 21.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1026173248/phys_0114
DFG

rege macht, und in den Verstand nicht redet; jedwedes Werk von dieser Natur, sage ich, so vollkommen es in seiner Art auch seyn mag, wird immer mehr bewundert, als gelesen werden, selbst von denen, die es am meisten bewundern. Die Leute, die den gründlichsten Verstand haben, sind gegen die angenehmen Possen weit empfindlicher, als sie sich zu gestehen getrauen.

III.

Es giebt verschiedene Arten des Schönen; verschiedene Wege, so zu sagen, die zum Schönen führen. Ein jeder von diesen Wegen aber ist enge, und von jähen Abhängen umschlossen. Die Vollkommenheit der Werke des Witzes besteht, wie die Vollkommenheit der moralischen Schriften, in einem gewissen Mittelwege; außer demselben, diesseits und jenseits, ist das Fehlerhafte in jeder Art. Einige erreichen das Ziel nicht, andere überschreiten es. Diese haben Witz und sogar Genie, allein die Beurtheilungskraft und der Geschmack fehlt ihnen. Jene haben Geschmack und Beurtheilungskraft, aber keinen sonderlichen Witz, oder das Genie fehlt ihnen wenigstens.

IV.

Es giebt Philosophen, die so verliebt in das Wahre sind, daß sie alle Arten von Wahrheit lieben. Sie vernachläßigen nicht eine einzige, sie mag wichtig oder nicht wichtig, spekulativisch oder praktisch, nützlich oder bloß sonderbar seyn; und ihre Entdeckung ist ihnen allezeit angenehm. Andere Philosophen, die dieses Namens weit würdiger sind, die wahrhaftigen Weisen, die Freunde des menschlichen Geschlechtes, schränken ihre Nachforschungen auf die nützlichen Wahrheiten ein. Sie halten sich darum nicht für gelehrter, wenn sie Dinge wissen, die nicht den geringsten Nutzen haben. Sie betrachten die Kenntniß unnützer Dinge nicht als eine Wissenschaft. Das Publikum ist von eben diesem Geschmakke; und die Entdeckungen, die am meisten Genie und Gelehrsamkeit erfordern, bringen denen, die sie gemacht haben,

bey

bey ihm immer nur in sofern Ehre, als sie von Wichtigkeit sind. Die Wichtigkeit einer Entdeckung aber wird nur nach ihrer Nützlichkeit abgemessen.

Die Liebe zur Wahrheit ist eine Folge, ein Zweig von der Liebe zur Weisheit. Diese muß also das Verlangen nach Erkenntnissen ordnen, und es auf ihre wahrhaftigen Gegenstände richten. Lust zu Erkenntnissen haben, damit man Erkenntnisse habe, das macht den Philosophen nicht aus.

Unter so vielen Gelehrten, deren Amt es mit sich bringt, daß sie studiren, daß sie denken, daß sie schreiben sollen, beschäfftigen verschiedene sich nur mit unnützen Dingen, die folglich, ob sie gleich schwer und ernsthaft sind, auch nur den Namen der Kleinigkeiten verdienen. Sogar unter denen, die man Philosophen nennt, sind verschiedene, die es mehr ihrer philosophischen Kenntnisse wegen, als wegen des unterscheidenden Charakters ihres Geistes und Herzens sind; sie wenden, wie die andern, ihre Zeit auf Dinge, die zu nichts, als zu Befriedigung der Neugierde, dienen.

Der Philosoph, der ein bloßer Naturkündiger, Astronom u. s. f. und der Gelehrte, der bloß ein Gelehrter ist, suchen das Seltene und Sonderbare. Der schöne Geist sucht das Angenehme und Belustigende. Der wahre Philosoph sucht das Nützliche.

Der schöne Geist könnte zum falschen Gelehrten und zum falschen Philosophen sagen: **Wir beschäfftigen uns alle beyde mit Kleinigkeiten. Allein meine Kleinigkeiten sind angenehm, und die eurigen sind es nicht.**

Die Kleinigkeiten des schönen Geistes sind in gewissem Verstande nützlich, vorausgesetzt, daß sie nicht gefährlich oder schädlich sind; denn es ist nützlich, daß es belustigende Schriftsteller giebt. Außer dem, daß man mit der Durchlesung ihrer Schriften Augenblicke erfüllen kann, die man viel schlechter anwenden würde, kann sie auch solchen Personen einen Geschmack am Lesen beybringen, welche ihn niemals gehabt haben würden. Das Vergnügen, das ihnen ein bloß anmu-

thiges

thiges Buch verschafft hat; wird sie veranlassen, nach der Zeit ein anderes zu lesen, worinn die Annehmlichkeiten nur zur Auszierung und Verschönerung nützlicher Wahrheiten sind angebracht worden. Das Lesen dieser bloß anmuthigen Schriften kann ihnen nur nützliche Bücher verekeln, die ohne Annehmlichkeit geschrieben sind, allein sie wird ihnen einen Geschmack an denen beybringen, die zugleich nützlich und angenehm sind. Ein Schriftsteller also, der sich vorsetzte, Bücher von dieser zwoten Art zu schreiben, könnte den Anfang damit machen, daß er eins oder mehrere von der ersten Art schriebe. Dieses würde ein heilsamer Fallstrick seyn, den er leichtsinnigen Lesern legte. Der Geschmack, den sie an seinen ersten Werken gehabt hätten, würde sie verleiten, auch seine folgenden zu lesen; und wenn sie sich zu vergnügen suchten, würden sie sich genöthiget sehen, sich zu unterrichten.

Die Dichter und die übrigen angenehmen Schriftsteller sind die Blumen der Erde; die wahren Gelehrten und die wahren Philosophen sind ihre Früchte.

V.

Man sagte von einer Schrift, deren Anfang und Ende nicht so nachdrücklich und schimmernd als ihre Mitte, aber eben so angenehm waren, daß sie einem schönen Tage glieche.

Ich sagte einsmal von einem gewissen Buche, daß es einer Ehe glieche, aber einer guten Ehe. Es ist darinn nichts schöner, setzte ich hinzu, als der Anfang. Nach und nach wird der Verfasser schwächer. Anstatt des großen Verstandes bemerkt man in der Folge nur bloß noch gesunde Vernunft, wie in einer Ehe, wo eine bloße Freundschaft auf die Liebe folgt. Allein, sagt einer unserer Dichter,

Die Freundschaft, die auf Liebe folgt,
Gilt mehr noch, als die Liebe selbst.

VI.

Es giebt genug Werke, die man mit dem Golde vergleichen könnte, so wie es aus der Mine kömmt. Dieses

Gold

Gold ist mit Erde und vielen andern fremden Materien vermischt. Die Arbeit in den Minen und Metallen ist ein sehr richtiges Bild von der Verfertigung der Werke des Geistes. Anfänglich bringt man eine große Menge guter und schlechter Gedanken zu Papiere. Hierauf trifft man eine Wahl unter diesen Gedanken; man putzt sie aus; man macht eine Schrift daraus. Die Form muß der Materie gleich kommen, oder sie gar übertreffen; und diese Form ist vielleicht das allerschwerste dabey. Es braucht viel, ehe ein Stück mineralische Erde ein gediegnes Metall ist, noch weit mehr, ehe ein gediegnes Metall ein Kleinod von schöner Arbeit ist.

VII.

Ich habe in dem ersten Theile meiner Versuche das, was Quintilian vom Seneka sagt, daß er von angenehmen Fehlern wimmelt, dulcibus abundat vitiis, auf den Montaigne gezogen. Er vergißt die Ueberschrift seines Kapitels; allein man vergißt sie mit ihm. Seine ungebundene Einbildungskraft verirrt ihn von seinem Vorwurfe; allein durch ihre eben so große Schönheit als Ungebundenheit verhindert sie, daß man seine Ausschweifungen nicht inne wird. Sie lassen sich nur von einem Leser empfinden, der weit nachdenkender als empfindlich ist.

VIII.

Werke von solchen Verfassern, die viel Feuer, Lebhaftigkeit, aufgeräumtes Wesen, und viel von dem, was man gemeiniglich mit dem Namen der Einbildungskraft belegt, haben, sind gewöhnlicher Weise nicht von der Art, daß sie viel Nachdenken verursacht haben sollten. Ein Schriftsteller, der viel denkt, ein großer Geist, ist oft ein frostiger und ernsthafter Mann. Diese großen Denker werden von niemand, als von ihres gleichen, vollkommen geschmeckt. Die Schriftsteller von Einbildungskraft und Empfindung sind mehr nach jedermanns Geschmack.

IX. Das

IX.

Das Nützliche und das Angenehme sind die beyden Unterscheidungszeichen eines guten Werkes. Das Nützliche aber macht schon an sich selbst einen Theil des Angenehmen aus; denn es ist angenehm, wenn man nützlich ist. Diese Annehmlichkeit und diese Nützlichkeit sind, wenn man sich also ausdrücken darf, die zween Flügel, worauf ein gutes Werk sich über die Zeit hinüber schwingt. Wenn ihm eines von diesen Unterscheidungszeichen fehlt, so könnte man, wenn dieser Scherz nicht zu niedrig wäre, von ihm sagen, es flattre nur mit einem Flügel.

X.

Wie viel Bücher sind, wie mich dünkt, nicht vielmehr dazu gemacht, die Bibliotheken zu füllen, als um gelesen zu werden! Sie vergrößern sie, ohne sie reicher zu machen. Wie viel Leute haben überdieses nicht Bücher, bloß damit sie sie haben; um sich, wie man sagt, ein Ansehen zu geben, und aus Eitelkeit! Die Bücher sind Hausgeräthe geworden.

Wenn man liest, ohne daß der Verstand und das Herz einen Nutzen davon haben, und also die Bücher höchstens nur dazu dienen, das Gedächtniß auszuputzen, so ist es beynahe eben das, als wenn sie nur dazu dienten, ein Zimmer auszuputzen. Uebrigens wird man sich doch beschäfftiget haben.

Die Bibliotheken sind ein Bild der Welt, wo die Zahl der Betrüger und der Narren, die Zahl der ehrlichen Leute und der Leute von Verstand, weit übersteigt.

Die Buchläden sind die, worinn sich die meiste schlechte Waare befindet, und wo sich der Käufer wegen dessen, was er kauft, am wenigsten vorsehen kann.

XI.

Zwey Werke sind von einerley Art; das eine gefällt dem Publiko mehr, das andere wird höher von ihm geschätzt. Es ist fast eben so richtig von den Büchern, als von den Menschen,

schen, daß diejenigen, die man liebt, und bey denen man am liebsten ist, nicht auch immer diejenigen sind, die man am höchsten schätzet. Dieser Unterschied unter Lieben und Hochschätzen, hat, in Beziehung auf die Schriften, sogar bey denen statt, die einen vorzüglichen Verstand und Geschmack haben, und sie getrauen sich nur nicht immer, das Vergnügen zu gestehen, das ihnen die Durchlesung eines schlechten Werkes gemacht hat.

XII.

Wenn die Schreibart das in der Poesie und in der Beredsamkeit ist, was das Colorit in der Mahlerey ist, so kann man sagen, daß das vornehmste Verdienst unserer Werke des Geistes eben das ist, das unsern Schildereyen mangelt. Die meisten von unseren besten Mahlern, sind schwache Coloristen; allein verschiedene von unsern Verfassern, sogar den mittelmäßigen, und besonders heute zu Tage, sind sehr gute Schriftsteller.

Ueberhaupt scheint es mir, daß man in Frankreich besser, als anderwärts, schreibt; und daß die guten französischen Schriften die wohlgeschriebensten sind, wenn auch nicht in Betrachtung der Form im Ganzen, doch wenigstens in Betrachtung einzelner Stellen und der Ausführung. Kein Schriftsteller in der Welt schreibt eine Seite besser, als ein guter französischer Schriftsteller. Wir sind vortrefflich zwischen zwo Seitenlinien; ich fürchte, daß wir es bald nur noch zwischen zween Punkten seyn werden. Das Talent, oder wenn man lieber will, die Kunst des Ganzen verliert sich, und wird von Tage zu Tage seltener.

Das Verdienst der Schreibart ist zu der guten Aufnahme von einem Werke des Geistes in Frankreich nothwendiger, als sonst überall; und, alles wohl erwegt, glaube ich, daß dieses der Nation Ehre macht.

Man kann auf die Gedanken und den Ausdruck die gemeine Maxime anwenden, daß die Dinge nur in sofern einen Werth haben, als man ihnen einen Werth beylegt.

XIII.

XIII.

Es giebt Dinge, die schön sind, ohne daß sie das Ansehen davon haben. Andere haben mehr das Ansehen, daß sie schön sind, als daß sie es wirklich seyn sollten. Die ersten haben nichts anzügliches, man übergeht sie. Die andern halten nicht auf, man verläßt sie. Wie aber viele Leute nur nach dem ersten Anblicke urtheilen, und auch nur, so zu sagen, diesen ersten Anblick haben, so sind die Arten von Schönheit, die sogleich ins Auge fallen, zu einer glücklichen Aufnahme die geschicktesten; wenigstens ist ihre gute Aufnahme die geschwindeste.

Das große Schöne, das schöne Vollkommene, ist nicht das, das die größte Verwunderung erweckt. Das, wobey man dem ersten Anblicke nach ausruft: wie schön ist das! hat gewöhnlicher Weise mehr Schimmer, als wahre Schönheit.

Man setze in einer Galerie eine große Anzahl guter und schlechter Schildereyen aus. Es wird einige darunter haben, die dem großen Haufen und den Kennern auf gleiche Weise gefallen oder misfallen werden; andere werden dem großen Haufen gefallen, und von den Kennern wenig geachtet werden. Andere endlich werden die Kenner bezaubern, da sie indessen der große Haufen kaum des Anblickes würdigen wird. Es ist gewiß, daß diese letztern einen Mangel an etwa einem Theile der Mahlerey haben werden; im Colorit zum Exempel, das der geschickteste Theil ist, die Augen des großen Haufens an sich zu ziehen; und die Abneigung desselben wird gegründet seyn, weil es in der That ein Fehler an einem Gemählde ist, wenn es ein schlechtes Colorit hat. Mit den Werken des Geistes hat es nicht immer gleiche Beschaffenheit. Manches wird von dem großen Haufen nicht geachtet, weil ihm eine gewisse Art von Verdienst fehlt, die darinn außer ihrer Stelle, und folglich ein Fehler seyn würde. Der Verfasser hat nicht nur diese Art von Verdienst daraus weglassen können, sondern auch weglassen müssen.

So hat man lange Zeit den Opern des Quinault keine Gerechtigkeit wiederfahren lassen, weil man darinn eine gewisse Stärke der Poesie vermißte, die, weit entfernt, daß sie darinn nothwendig hätte seyn sollen, vielmehr ein Fehler darinn gewesen seyn würde. Der Verfasser hatte deswegen vielleicht für seine Person einen geringeren Werth, daß er zu dieser Stärke der Poesie nicht sonderlich fähig war; allein seine Opern galten darum nur desto mehr.

XIV.

Die Kunst darf in den Werken des Geistes nur von demjenigen wahrgenommen und empfunden werden, der sie angebracht hat, und von denen, die Kunstverwandte sind. Ich würde sogar am liebsten sagen, daß sie niemals empfunden, und höchstens nur wahrgenommen werden dürfe. Das Meisterstück, und, wenn man sich also ausdrücken kann, die Zauberkraft der Kunst, würde darinn bestehen, sie selbst den Kunstverwandten zu verbergen.

XV.

Verschiedene Werke des Fontenelle und Marivaux sind an dieser Art von Zügen reich, die, um mich des Ausdruckes des ersten zu bedienen, gar nicht gemeine Wirkungen der Leidenschaft, feine, delikate Empfindungen, mahlen, die sich unter einander zu widersprechen und zu bestreiten scheinen, und dadurch nur desto angenehmer zu betrachten sind. Niemand hat die Wissenschaft des Herzens so weit getrieben, als diese beyden Schriftsteller.

XVI.

Die Ausländer werfen uns vor, daß viele von unsern Schriften nur sinnreiche Kleinigkeiten, ein angenehmes Nichts sind; daß sie leer an Sachen und gründlichen Gedanken sind; daß nichts hinter ihnen ist. Sie sind, sagen sie, ein leichtes Gewebe, das überall voll Zierrathen gestickt ist. Sie setzen hinzu, daß wir uns einbilden, Geschmack zu haben, und daß wir

wir in der That einigen haben, aber nicht den, der am schätzbarsten ist, den Geschmack, der, wie der Herr de la Rochefoucault sagt, mehr eine Eigenschaft der Beurtheilungskraft als des Witzes ist.

XVII.

Es giebt Bücher, die man nicht mit Vergnügen lesen kann, ohne viel Witz zu haben; weil die Art von Witz, die das vornehmste Verdienst derselben macht, nur von denen vollkommen empfunden werden kann, die selbst viel Witz haben. Es giebt andere, als die Romane und die theatralischen Stücke, die der unwitzigste Leser sehr angenehm finden kann, ob sie gleich sehr sinnreich sind.

Diejenigen also, die keine andere Schriften, als Romane und theatralische Stücke lesen, betrügen sich sehr, wenn sie glauben, daß sie sie nur zum Vergnügen des Geistes lesen, und wenn sie sich dieses Vergnügen zur Eitelkeit verführen lassen. Diese Arten des unnützen Lesens, sind wie das Spiel, das alle Leute unter sich gleich macht.

In gewissen Arten von Schriften muß man allen seinen Witz anwenden, um sich denjenigen fühlbar zu machen, die dessen am wenigsten haben.

Es ist immer schwer, auch wenn man viel Witz hat, denen, die auch Witz haben, zu gefallen. Es ist aber zuweilen noch schwerer, denen, die keinen haben, zu gefallen.

Wir wollen mehr sagen: Die Sache würde oft unmöglich seyn, wenn man die Leidenschaften nicht zu Hülfe nehmen, und der Verderbniß oder der Bosheit des menschlichen Herzens nicht zu schmeicheln suchen wollte. Es ist wahr, daß sie sodann nur allzuleicht wird. So ist dieses Mittel auch oft aus Mangel des Talentes, und bisweilen bey dem Talente selbst, gebraucht worden, dem es inzwischen doch so wohl anstehen würde, es zu verschmähen.

Wenn man für die Tugend schreibt, so ist es sehr rühmlich, wenn man seine gute Aufnahme noch mehr dem Herzen, das man zu rühren gewußt, als dem Verstande, dem man

zu gefallen gewußt hat, verdanken muß. Wenn man für das Laster schreibt, so ist die höchste Staffel der Schande, wenn man seine gute Aufnahme nur dem Herzen zu verdanken hat; die höchste Staffel des Verbrechens, wenn man sie auch dem Verstande verdanken muß.

XVIII.

Der Vernunftschluß ist falsch, wenn man sagt: **Man wird dieser oder jener Sache niemals müde; man wird dieser oder jener andern Sache bald überdrüssig: die erste ist also die beste.** Das Allervortrefflichste ermüdet am ersten. Die Erfahrung beweist es; und die Ursache davon ist, weil unsere Seelenkräfte mit dem Mittelmässigen in einer besseren Verhältniß stehen, als eben diese Seelenkräfte mit dem Vortrefflichsten, das ihnen zu viel Beschäfftigung und Uebung macht.

Manche Schrift würde bey weitem nicht so angenehm seyn, wenn sie stärker und vollkommener wäre.

XIX.

Bey den Dichtern, die wenig gelesen werden, giebt es gemeiniglich viel harte und gezwungene Wortversetzungen. Damit die Verse, was diese Stellen betrifft, ein leichtes und natürliches Ansehen erhalten, müssen sie bearbeitet werden.

XX.

Das molle atque facetum, welches **Horaz** dem **Virgil** zuschreibt, ist das eigentliche Annehmliche. Bey den Schriftstellern sowohl, als bey den Frauenzimmern, ist es vielleicht noch viel seltner als die Schönheit.

Wenn die Annehmlichkeiten auf einmal rührend, edel, und anzüglich wären, so würde ihnen nichts fehlen, durchgängig zu gefallen. Ich darf nicht hinzusetzen, daß sie auch natürlich seyn müssen. Wenn sie es nicht wären, so würden sie keine Annehmlichkeiten mehr seyn. Ihr wesentliches Unterscheidungszeichen ist das Natürliche.

XXI.

XXI.

Einer von den Vorzügen, den die Romane über die Geschichte haben, ist der, daß jene gänzlich erdichtet sind, und daß man dieses vollkommen wohl weis; da diese hingegen zum Theil wahr, zum Theil erdichtet ist, und daß man nicht immer weis, wenn das eine oder das andere ist. Diese Ungewißheit aber ist unangenehm. Und man sage ja nicht, daß man die Geschichte nur gänzlich erdichtet voraussetzen, und sie wie einen Roman lesen dürfe. Außerdem, daß dieses Urtheil an sich selbst schon erdichtet seyn würde, ist man auch nicht vermögend, sich, vermittelst einer bloßen Voraussetzung, nach seinem Gutdünken in diese oder jene Verfassung zu setzen.

XXII.

Das Angenehme ist ohne das Nützliche von keinem großen Werthe. Wenn ich Floren liebe, so geschieht es hauptsächlich darum, weil sie mir Pomonen verkündigt. Von einer andern Seite hat das Nützliche oft des Angenehmen vonnöthen, um nützlich zu seyn.

Man liest, sich zu belustigen. Allein wenn man sich unterrichtet, indem man sich belustiget, so belustiget man sich um desto mehr. Man wird endlich einer bloßen Belustigung, einer unnützen Belustigung überdrüßig.

Man liest, sich zu unterrichten. Allein wenn man sich belustiget, indem man sich unterrichtet, so unterrichtet man sich um desto mehr. Man wird endlich einer Sache, die bloß unterrichtet, eines unangenehmen Unterrichts, müde.

Es giebt gelehrte Werke, die eben so unnützlich, und wenn dieses ist, eben so wenig schätzbar sind, als die unnützlichsten anmuthigen Schriften.

Eine unnützliche aber angenehme Schrift, worinn man Witz und Genie findet, ist einem gelehrten aber unnützlichen Werke, worinn man nichts als Gelehrsamkeit findet, weit vorzuziehen. Ueberhaupt taugt der Witz ohne die Wissenschaft mehr, als die Wissenschaft ohne Witz.

XXIII.

Es giebt Leute, die allzu empfindlich, allzu verliebt gegen das sind, was man einen Originalgeist nennt. Ihr grosser Lobspruch, den sie einem Werke, davon sie reden, geben, ist der: Dieses hat mit nichts einige Aehnlichkeit. Diese ausschweifende Liebe zum Sonderbaren, ist bey ihnen die Wirkung eines schlechten natürlichen Geschmackes. Ein schlechtes Neues macht ihnen mehr Vergnügen, als ein gemeines Gutes. Es giebt einen guten und einen schlechten Originalgeist. Man muß indessen gestehen, daß dieser letzte bey weitem nicht so unangenehm ist, als ein gemeines und abgedroschenes Gewäsche. Nicht jeder, der es will, ist ein schlechtes Original.

XXIV.

Die Frage, ob man von einer witzigen Schrift nach der Untersuchung oder nach der Empfindung urtheilen müsse, hängt von dieser zwoten Frage ab, ob das Schöne sich auf das Wahre einschränkt, und allezeit in einer Art des Wahren besteht; denn es giebt verschiedene Arten desselben, nachdem die Natur des Werkes ist, oder die Umstände beschaffen sind, worinn sich der, welcher redet, oder diejenigen, die er reden läßt u. s. f. befinden. Es giebt ein Wahres, den Grund des Gedanken anlangend; ein anderes, die Art, ihn auszudrucken, anlangend, in Ansehung der Schicklichkeit u. s. f.

Wie es kein Schönes ohne das Wahre giebt, so kann man ein Werk untersuchen, es zergliedern, und den Ausspruch wider dasselbe thun, wenn man dasjenige Wahre nicht findet, das der nothwendige Grund einer jeden Schönheit ist.

Dem ohngeachtet kann die Empfindung viel Schönheiten darinn finden, die, ob ihm dieses Wahre schon fehlt, doch wirklich darinn sind. Wie sie aber sodann fast gar keinen Werth haben, so wird man nicht Unrecht thun, ein Werk zu verurtheilen, bey dessen Untersuchung erhellt, daß dieses Wahre darinn nicht befindlich ist, ob die Empfindung gleich

zum

zum Besten gewisser Schönheiten entscheidet, die in der That von dem Talente des Verfassers einen großen Beweis geben.

Die Empfindung trügt bey einem Manne von Geschmack nicht; denn wenn er auf eine angenehme Weise in Affect gesetzt wird, so ist eine Ursache von diesem angenehmen Eindrucke da, und diese Ursache kann in nichts anderem, als in den Schönheiten liegen. Die Untersuchung trügt eben so wenig; denn wenn sie ein Falsches in den Stellen, welche gefallen hatten, aufdeckt, so wird man eingestehen müssen, daß sie den Namen der Schönheiten so schlechterdings und unbedingter Weise nicht verdienen.

Das Wahre ist bey der Schönheit der witzigen Schriften eben das, was die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge bey der Schönheit der Frauenzimmer ist. Ohne diese regelmäßigen Gesichtszüge ist ein Frauenzimmer nicht schön; sie kann aber sehr angenehm, und sogar noch angenehmer seyn, als wenn sie schön wäre. Sie kann mehr als schön seyn.

Despreaux spottet über die, die das Flittergold des Tasso dem ächten Golde Virgils vorziehen *). Vielleicht sündigen bey ihnen der Verstand und die Beurtheilungskraft mehr, als der Geschmack. Das, was ihnen gefällt, ist von der Seite, von welcher es ihnen gefällt, gut. Das Flittergold hat eine Art des Verdienstes, so bald es einen Glanz von sich giebt. Vielleicht aber scheint ihnen dieses Flittergold ein ächtes Gold zu seyn: das ist, vielleicht scheinen ihnen die Gedanken des Tasso wahr zu seyn. Man zeige ihnen derselben Unrichtigkeit, so werden sie sie nicht weiter schön finden; oder sie werden bloß den Schwung und die Wendung schön finden, die ihnen der Dichter gegeben hat; und hierinn haben sie nicht Unrecht.

Man muß ohne Umstände leugnen, daß das vornehmste Verdienst der geschmackvollen und anmuthigen Schriften,

*) Ich setze diese Kritik als richtig voraus, doch ohne sie zu der meinigen zu machen, wenigstens nicht so uneingeschränkt, wie sie ist.

ihr besonderes und unterscheidendes Verdienst, in dem Wahren bestehet, damit man behaupten könne, daß man sie nach der Empfindung, und nicht nach der Untersuchung, beurtheilen müsse. Der beste Beweis, den die Vertheidiger dieses Satzes anführen könnten, wäre der, daß das Verdienst der geistvollen Schriften darinn besteht, daß sie gefallen sollen, und daß es nur der Empfindung zukömmt, von dem, was gefällt, zu urtheilen. Je mehrere Fehler ihr in einem Werke, das gefällt, aufdecken werdet, je mehr werdet ihr in gewissem Verstande zum Besten dieses Werkes beweisen.

Es ist zu verwundern, daß eben die eifrigsten Anhänger der Maxime, daß nichts wahr ist, als das Schöne, verlangen, daß man von witzigen Schriften mehr durch den Weg der Empfindung, als durch den Weg der Untersuchung urtheilen müsse, und daß es nicht erlaubt sey, von dem ersten dieser Tribunale an das zweyte zu appelliren; denn gehört wohl etwas vorzüglicher unter das Gebiete der Untersuchung, als dieses Wahre, ohne welches nichts schön ist?

XXV.

Eine Schönheit, die außer ihrer Stelle ist, ist allezeit ein Fehler, und zuweilen gar ein lächerlicher Fehler.

Zuweilen misfällt auch die unrechte Anbringung mehr, als die Schönheit gefällt. Die am unrechten Orte angebrachte Schönheit misfällt weniger, als eine übel angebrachte Schönheit, als sie, als Schönheit, gefällt. Ueberdieses kann eine Schönheit mehr oder weniger außer ihrer Stelle seyn.

XXVI.

Es giebt, sagt man, zwo Arten des Schönen, ein allgemeines und absolutes Schönes, ein besonderes und relatives Schönes; ein Schönes der Natur, und ein Schönes der Mode; ein Schönes des Menschen überhaupt, wenn man sich so ausdrücken kann, und ein Europäisches, Asiatisches, Französisches, Englisches, Italienisches Schönes u. s. f. Vielleicht würde wegen des Schönen, und in der Art, es zu empfinden,

pfinden, eine größere Gleichförmigkeit obwalten, wenn in Ansehung des Wahren, und in der Art, es einzusehen, die Gesinnungen gleichförmiger wären.

Wie kann man sagen, daß es ein Schönes für alle Länder und für alle Zeiten gebe, da man doch viele Mühe hat, ein Wahres von dieser Art zu finden? Sehen Sie, sagt Fontenelle zu der Marquise aus seinen Welten, wie sehr die Gestalt der Natur von hier bis nach China verändert ist! Ganz andre Gesichter, ganz andere Sitten, und fast eine ganz andere Vernunft! Zweyter Abend.

XXVII.

Man verfehlt das Ziel, es sey nun, daß man es nicht erreicht, oder daß man es überschreitet. Diejenigen, die es überschreiten, sind weit mehr zu entschuldigen, wenn sie es getroffen zu haben glauben. Sie empfinden ihre Stärke und die Lebhaftigkeit ihrer Handlung. Andere sind nicht einmal auf dem Wege, der zum Ziele führt, auch nicht einmal zur Seite; sie kehren ihm den Rücken.

XXVIII.

La Fontäne ist, was die Schreibart betrifft, weit mehr Original in seinen Fabeln, als La Motte in den seinigen. Dieser ist weit sinnreicher und studirter. Es ist leichter, ihm, als dem La Fontäne, ähnlich zu werden; allein es ist vielleicht viel schwerer, ihm gleich zu werden.

Man hat die Schreibart einiger unserer Schriftsteller, die in ihrer Art zu schreiben, am meisten Originale sind, sehr wohl nachgeahmet, und die Nachahmung ist bisweilen so gut gerathen, daß sogar Kenner dadurch sind hintergangen worden; aber eben so viel zu denken, als ein Schriftsteller, der viel denkt, das ist die große Schwierigkeit; und in dieser Betrachtung dienen die großen Muster zu nichts, als die Eingebildeten, die nicht schlechterdings dumm sind, zu demüthi-

gen, und hiernächst die guten Köpfe bescheidener zu machen. Diese Denker von Schriftstellern sind Gegenstände der Bewunderung, nicht der Nachahmung. Sie erzeugen nur gelehrte Diebe, und nicht einmal schlechte Kopien.

XXIX.

Eine Idee wohl auszudrücken, muß man sie deutlich und lebhaft ausdrücken, und sie folglich nicht nur wohl gefaßt haben, sondern auch davon gerührt, darüber erstaunt seyn, und sich selbst ein wenig bewundern. Wenn man von dem, was man denkt, die Meynung hat, daß es leicht zu finden ist, daß es wenig Wunderbares enthält, so wird man es frostig sagen. Dieses ist eine von den Ursachen, weswegen oft ein Mensch von sehr großem Verstande mit wenigerer Hitze spricht oder schreibt, als ein Mensch, der bey weitem keinen so ausgebreiteten und aufgeklärten Verstand hat. Dieses kann auf den Nicole, auf den Fontenelle u. a. angewendet werden.

Aus eben dieser Ursache drückt man auch zuweilen eine Idee in dem ersten Augenblicke, da sie sich dem Geiste vorstellt, viel besser aus, als wenn man sie lange Zeit überdacht hat. Man wird durch das viele Untersuchen gegen seinen Gedanken kaltsinnig. Er gefällt weniger, oder gefällt gar nicht mehr. Man verliert an Empfindung, was man am Nachdenken gewinnt; und wenn der Ausdruck desselben richtiger ist, ist er weniger schön, oder weniger angenehm.

XXX.

Gewisse Bücher werden mehr gelobt, als mit Vergnügen gelesen. Andere werden mehr mit Vergnügen gelesen, als gelobt.

Man liest gewisse Bücher so, wie man bey den Großen die Staatsbesuche ablegt. Bey diesen verwandelt sich alles in Bezeigungen der Ehrerbietung, Complimente, Lobeserhebungen.

bungen. Allein man wird ihrer überdrüßig, und der Besuch ist kurz. Man will diese Großen gesehen haben, geschähe es auch nur, damit man sich rühmen könnte, sie gesehen zu haben. Man kömmt hierauf zu seinen Freunden zurück, für die man weniger Ehrerbietung hat, die man aber desto mehr liebet, und mit denen uns die Zeit sehr hurtig vergeht.

XXXI.

Wenn die Erdichtung gefallen soll, muß sie das Ansehen der Wahrheit haben. Allein die Wahrheit, die das Ansehen der Erdichtung hätte, ohne daß sie dieses Ansehen verdächtig machte, weil man die Beweise derselben anderwärts her wüßte, würde noch weit mehr gefallen.

Mancher Roman, der als Roman nicht gefällt, würde als ein Theil der Geschichte sehr gefallen.

XXXII.

Es ist ein großer Unterscheid zwischen dem, was in Verwunderung und Erstaunen setzt, und dem, was die Bewunderung erweckt. Man geräth über das Neue, das Sonderbare in Verwunderung. Man bewundert das Schöne, das Große. Die Verwunderung ist nur eine vorübergehende Bewegung; die Bewunderung kann beständig fortdauern. Es giebt eine stille Bewunderung, die deswegen nicht geringer ist.

Große Dinge erheben die Seele und schlagen sie nieder, alles auf einmal. Sie flößen Empfindungen der Bescheidenheit und Empfindungen der Größe ein. Man vergleicht sich mit dem, was man sieht, und man erkennt seine Niedrigkeit. Aber indem man sich damit vergleicht, so wünschet man, bestrebt man sich, und hoffet man, es zu erreichen.

XXXIII.

Das Publikum ist sehr schwer zu befriedigen, und überdieses zuweilen ungerecht und undankbar. Aus Bosheit, die

der

der Neid erweckt, nimmt es einen Theil seiner Achtung zurück; aus Unempfindlichkeit, die die Gewohnheit hervorbringt, verliert es einen Theil seiner Bewunderung.

Es giebt Schriftsteller, die das Publikum haßt, nachdem es sie sehr hoch geschätzet hat. Die Ursache davon ist gemeiniglich, weil man einige üble Nachrichten von ihrer Person hat; zum Exempel, weil sie hochmüthig sind. Nichts beleidiget es mehr; es würde lieber alle andere Fehler vergeben; und in der That findet sich mancher Schriftsteller, dem es sie alle vergiebt.

Die Schriftsteller sind unglücklich, die das Publikum verdorben hat; sie werden es theuer bezahlen.

XXXIV.

Mancher Schriftsteller verachtet alles, was keine Zierrathen verträgt, und verzieret oft das, was der Mühe nicht werth ist, daß es verzieret wird, denn er will alles im Schmucke erblicken. Er schreibt einen falschen Gedanken, weil ihm eine Art eingefallen ist, ihn sehr angenehm auszudrücken; und schreibt einen richtigen und gründlichen Gedanken nicht, weil er ihm nicht einen genugsam sinnreichen Schwung nach seinem Gutdünken hat geben können. Mit einem Worte, das Schicksal der Gedanken, die er braucht, hängt bloß von der Einkleidung ab, die er ihnen zu geben hat.

Ich habe einen reichen, geizigen und närrischen Mann gekannt, der seine Bedienten oft veränderte, und der bey der Wiederbesetzung der Stelle desjenigen, den er abdankete, nichts als den Wuchs des neuen, der sich angab, in Betrachtung zog. Wenn die Kleidung ihm vollkommen anpassete, so war er gewählt, ohne weitere Untersuchung. Hier ist mein Schriftsteller.

Wenn man nur der Ehre wegen schreibt; rund heraus zu reden, wenn man nur aus Eitelkeit schriebe, so würde man sich immer mehr mit den Sachen, als mit der Art, sie zu sagen, beschäfftigen müssen. Eine wohl überdachte Schrift, die aber keine sonderlich angenehme Schreibart hat, wird vielleicht

leicht von dem großen Haufen wenig gelesen werden, besonders wenn sie noch neu ist; allein einiger unnützen Annehmlichkeiten ohngeachtet, wird eben dieser große Haufen ein Buch, das ohne Nachdruck und ohne Grund ist, da es nachdrücklich und gründlich hätte seyn sollen, sehr bald verachten. Wenn er sich damit begnügt, nichts als Annehmlichkeit in einem Buche zu finden, so ist die Ursache davon, weil in der That nur die Annehmlichkeit darinn nöthig war. Die Schriftsteller mögen sich ja dadurch nicht hintergehen lassen; die Leser belustigen sich oft mit einem Buche, ohne einige Achtung für den Verfasser zu haben; allein sie belustigen sich sodann nicht lange damit.

Es ist nur allzurichtig, daß der große Haufen nur unnütze Bücher liebt, das ist, daß er nur solche Bücher liebt, deren Inhalt unnütz ist, die bloß zur Belustigung geschriebenen Bücher. Wollte man aber alle Vorwürfe unter diesem Vorwande auf eine unnütze Art behandeln, und nur unnütze Dinge, unter einem Titel, der etwas Gründliches verspricht, vorbringen, so hieße dieses sich auf eine grobe Art irren, wenn man die Ehre zum Ziele hat.

XXXV.

Nach dem Maaße, als die Vernunft vollkommner wird, werden die Redner und Dichter viel richtiger, viel größere Feinde der falschen Zierrathen. Unser Jahrhundert ist in Vergleichung der vorhergehenden Jahrhunderte sehr aufgeklärt. Wie viel Dinge giebt es inzwischen nicht noch in unsern besten Stücken der Beredsamkeit und der Poesie, die uns angenehm scheinen, und die der Nachkommenschaft lächerlich vorkommen werden, weil sie unvernünftig sind! Man las eines Tages in einer Gesellschaft, worinn sich der Abt von St. Pierre befand, ein Stück der Beredsamkeit, das allzuvoll von diesen falschen Schönheiten war, davon wir uns noch nicht völlig losgemacht haben. Wie er davon weniger gerührt zu werden schien, als die andern, und sogar von Zeit zu Zeit dabey lächelte, so fragte man ihn um seine Gedanken

danken von diesem Werke. Ey nun, antwortete er, das ist noch schöner!

XXXVI.

Wenn wir die Werke des Fontenelle nicht hätten, so würde ich den Ausspruch thun, daß ein denkender, gründlicher, und, wie man nach ihm sagt, an Sachen starker Schriftsteller, niemals so leicht, so deutlich, so natürlich, als ein ungründlicher Schriftsteller, seyn würde.

XXXVII.

Es giebt Dinge, welche weit mehr gefallen, als man sie bewundert, und dieses sind vielleicht die besten.

XXXVIII.

Wenn man gefällt, da man die Regeln verletzt, so gefällt man gewöhnlicher Weise mehr, als wenn man gefällt, da man sie beobachtet. Es findet sich dabey erstlich das Vergnügen des Sonderbaren, und der Verwunderung; und hernach muß man Genie haben, wenn man sich solchergestalt mehr als neue Wege bahnen will. Die größte Ehre, nach welcher ein Schriftsteller trachten würde, wäre demnach, auch bey Verletzung der Regeln zu gefallen.

XXXIX.

Weit gefehlt, daß die vollkommene Richtigkeit dem Schönen und Angenehmen wesentlich seyn sollte, so sind die meisten witzigen Einfälle, sinnreiche und hervorstechende Gedanken, vielmehr nur wegen etwa eines Mangels der Richtigkeit im Ausdrucke, von dieser Art. Man bringe diese vollkommene Richtigkeit hinein, man setze den eigentlichen Ausdruck an die Stelle des andern, so wird dieser so anzügliche Gedanke nichts, als eine gemeine Sache, mehr seyn. Zum Beyspiele.

Et la grace plus belle encor que la beauté.

„Und die noch schönere Anmuth als die Schönheit selbst.„

Jeder-

Jedermann kennt diesen Vers des La Fontäne; er ist einer von den berühmtesten. Allein worinn besteht das Angenehme desselben? In dem Wortspiele des schöneren und der Schönheit. Man hört mit Verwunderung, daß es noch etwas schöneres als die Schönheit giebt; und wie dieses in gewissem Verstande wahr ist, so ist die Verwunderung angenehm. Es ist inzwischen falsch, wenn man die Worte in ihrem eigentlichen und gewöhnlichen Verstande nimmt, und wenn das Wort des schöneren schlechterdings in eben dem Verstande, als das Wort der Schönheit genommen wird. Wenn man sich mit einer völligen Richtigkeit ausdrücken wollte, so müßte man sich anstatt des schöneren, des anzüglicheren, oder eines andern gleichvielgeltenden Wortes bedienen. Allein sodann würde dieser so sinnreiche Vers es aufhören, zu seyn, weil er nichts weiter als wahr, und ein gemeines Wahres seyn würde. Er erhält also seine vornehmste Annehmlichkeit vom Falschen, weil dieses Falsche im Grunde zum Wahren führt, und man nicht gewohnt ist, auf diesem Wege zu ihm zu gelangen. Noch mehr. Oft, und insonderheit in dem gegenwärtigen Beyspiele, sagt der Ausdruck, der nicht der richtigste und genaueste ist, eben deswegen mehr, und mahlt das, was man mahlen will, besser, stärker und lebhafter. Mit einem Worte, der Ausdruck, der nicht der richtigste ist, ist oft der angenehmste; weil er zuerst etwas Falsches vorstellt, und sich doch endlich findet, daß er das Wahre auf eine Art ausdrückt, die zu gleicher Zeit lebhafter, nachdrücklicher und feiner ist.

XL.

Die meisten witzigen Einfälle sind nicht für den Philosophen, weil er darinn keine vollkommene Richtigkeit findet. Man bringe diese Richtigkeit hinein, so werden sie für niemand weiter witzige Einfälle seyn.

Wenn es ein Falsches in einem witzigen Einfalle giebt, so ist er kein witziger Einfall mehr. Nimmt man das Falsche hinweg, so wird uns der witzige Einfall weiter kein witziger

witziger Einfall scheinen. Was ist also zu thun? Dieses. Man kann witzige Einfälle sagen, aber schreiben muß man sie nicht.

Der philosophischste und scharfsichtigste Zuhörer übergeht das Falsche, oder wird es gar nicht inne. Der kurzsichtigste und leichtsinnigste Leser bemerkt und verurtheilt es.

Man könnte von dem größten Theile der besten witzigen Einfälle sagen, daß, wenn nichts darinn zu tadeln wäre, auch nichts darinn zu loben seyn würde; daß, wenn nichts darinn einen Verdruß erweckte, auch nichts darinn ein Vergnügen machen würde; daß sie endlich Fehler und Mängel, aber glückliche Fehler und angenehme Mängel sind.

Schriftsteller, die durch Einfälle und witzige Einfälle schreiben, und voll geistreicher Züge sind, wie Seneka, zum Exempel, haben gemeiniglich viel Falsches, sowohl was den Grund ihrer Gedanken und Vernunftschlüsse betrifft, als was die Art, sie auszudrücken, anbelangt. 1. Die Art des Geistes, die die Neigung und die Gabe zu witzigen und sinnreichen Einfällen mit sich verknüpft führt, findet sich selten bey einer großen Beurtheilungskraft und bey vielem Verstande. 2. Die meisten von diesen witzigen Einfällen und schimmernden Zügen, wie ich schon angemerkt habe, sind es nur wegen etwa eines Mangels an Richtigkeit.

XLI.

Ein wahrer Gedanke, der im Grunde neu, und sinnreich ausgedrückt ist, würde fast nichts von seiner Schönheit verlieren, wenn er auf die allereinfältigste Art vorgetragen würde; weil die Neuheit des Gedanken an sich selbst schon verursachen würde, daß er in die Augen fiele. Vielleicht würde es gar am besten gewesen seyn, ihn ohne allen Schmuck zu zeigen, damit die ganze Aufmerksamkeit des Lesers auf die Sache selbst gezogen, und nicht durch die Auszierungen zerstreuet würde.

Es giebt zweyerley Arten von Sachen, die man nicht ausschmücken, und die man ganz einfältig ausdrücken muß.

Die

Die einen verdienen keine Auszierung, wie ich schon gesagt habe, und die Zierrathen würden sodann lächerlich seyn. Die andern sind, so zu sagen, über alle Zierrathen hinweg.

Der übertriebene Putz hat allezeit eine schlechte Wirkung. Die Häßliche kömmt uns dadurch nur noch häßlicher, und die Schöne weniger schön vor. Der Putz ist bey einer großen Schönheit wenigstens unnütz.

Ein sehr artiges Frauenzimmer, die sich allzusehr ausschmückt, ist keine geschickte Buhlerinn; sie ist eine bloße Ruhmredige.

Ein Mädchen ist an ihrem Hochzeittage sehr geputzt; eine Frau bey einem Feste, bey einem Balle; das ist der Ordnung gemäß. Dieser Putz würde bey einer andern Gelegenheit übel angebracht seyn, und ein gezwungenes Ansehen haben.

Die Schauspielerinn kann niemals zu sehr geputzt seyn. Die Zuschauerinn, die es eben so sehr wäre, würde ein lächerliches Ansehen haben. Ein anders ist der Putz auf dem Theater, ein anders der Putz in den Logen, nicht nur in Ansehung der Beschaffenheit der Zierrathen und der Form der Kleidungen, sondern auch in Ansehung des Grades vom Putze. Herr ** kam in eine Loge, worinn seine Frau saß, die sich bis zur Ausschweifung geputzt hatte: Ey, Madam, sprach er zu ihr, hier ist ihre Stelle nicht, gehen sie auf das Theater.

XLII.

Die Fehler wider die gesunde Vernunft, wenn sie nur nicht allzugrob sind, sind unter allen, die sich in einer bloß anmuthigen Schrift finden können, die geringsten.

Ueberhaupt bestehet der größte Fehler der Schriften von dieser Art in dem Mangel der Schönheiten; dieser verursacht ihren Fall, und nicht das, was man eigentlich Fehler nennt. Niemals haben die Fehler die gute Aufnahme einer schönen Schrift gehindert. Sie müssen gefallen, wenn

sie gut aufgenommen werden sollen, das ist das Wesentlichste; und man gefällt nur vermittelst der Schönheiten.

Es geht, ich wiederhole es, mit der Schönheit der witzigen Schriften, wie mit der Schönheit der Frauenzimmer. Man weis aber, daß die regelmäßigsten Schönen nicht eben am meisten gefallen.

XLIII.

Man treibt den Grundsatz zu weit, daß das Schöne, wie das Wahre, nur ein einziges ist. Vielleicht ist dieser Grundsatz selbst falsch. Es giebt oft einen größeren Unterschied unter einem gewissen Guten und einem gewissen Schlechten. Zwo schöne Personen haben nicht die geringste Aehnlichkeit mit einander, da eine dritte inzwischen, ihrer Häßlichkeit ungeachtet, der einen von beyden sehr ähnlich ist.

XLIV.

Bloß an schönen und anmuthigen Schriften arbeiten, kann den Verstand zur Unrichtigkeit gewöhnen; weil es natürlich ist, bey der Ausarbeitung solcher Werke, worinn das Falsche nicht viel auf sich hat, mehr auf das Schöne als auf das Wahre zu denken.

XLV.

Ich sagte einsmals: Was für eine ungeheure Menge von schlechten kleinen Romanen giebt es doch seit einigen Jahren! Sie müssen also ihren Verfassern nicht die geringste Mühe machen! Sie finden also Leser genug! Allerdings, antwortete mir jemand, das ist die wahre Ursache von der Ueberschwemmung dieser Art von Schriften, die zugleich verachtungswerth und gefährlich sind. Es ist leicht, sie zu verfertigen, und sich ihrer zu entledigen.

Es scheint mir übrigens, als wenn seit einiger Zeit weniger erschienen. Es wird von Tage zu Tage richtiger, daß die

die Mittelmäßigkeit unerträglich und sogar verachtungswerth ist, nicht nur in den poetischen, sondern überhaupt in allen Schriften, die bloß zum Vergnügen geschrieben sind, und welche vortrefflich seyn müssen, wenn sie gefallen und einige Achtung verdienen sollen. Man will sich weit öfterer als ehedem im Lesen unterrichten, wenn auch nicht aus Neugierde, doch wenigstens aus Eitelkeit, und damit man im Stande ist, sein Wort dazu zu geben, wenn von Dingen gesprochen wird, von denen jedermann spricht, weil sie Mode geworden sind. Dieses Wort ist zwar oft ein bloßes Gewäsche, welches nicht zu verwundern ist, da es die nothwendige Folge einer kleinen Einsicht in diese Materien, und eines noch kleinern Geistes ist; allein eben dieses Gewäsche ist auch oft für einen einsichtsvollen Mann eine gute Gelegenheit, irgend eine gute Anmerkung zu machen, die von denen, die sie gehört haben, auf andere fortgepflanzt wird. Wie also die Einsicht immer weiter gebracht wird, so werden die Irrthümer vertrieben, und die Wahrheiten auf einen festen Fuß gesetzt.

XLVI.

Bloß anmuthige Werke, die in ihrer Art Meisterstücke sind, sind vielleicht heute zu Tage viel seltener, als sie es in dem vorhergehenden Jahrhunderte nicht waren; allein es findet sich vielmehr Anmuth in den unterrichtenden Schriften. Wenige von unsern schönen Geistern sind Leute von Genie, aber verschiedene von unsern Gelehrten und unsern Philosophen sind sehr schöne Geister.

Das anmuthige Genie scheint die angenehmen und unnützlichen Schriftsteller verlassen, und, so zu sagen, verschmähet zu haben, um sich zu den gründlichen und tiefdenkenden Schriftstellern zu begeben. Diese neue Verbindung, die allein seiner würdig ist, hat es sehr in die Höhe gebracht.

Die Anmuth ist also nicht verlohren gegangen; sie hat nur ihre Stelle verändert, eine bessere einzunehmen.

XLVII.

Einer von den Männern, die den meisten Witz und die meiste Beurtheilungskraft besaßen, der verstorbene Herr von Fontenelle, ist beschuldiget worden, daß ihm Geschmack und Genie fehle. Ein anderer, der Herr von Voltäre nämlich, hat unendlich viel Witz und Geschmack, einige aber sprechen ihm das Genie, und verschiedene die Beurtheilungskraft ab. Fontenelle war viel zufriedner mit dem Publiko, als der Herr von Voltäre, und würde eben so wenig seinen Ruhm, als seinen Charakter, mit ihm vertauscht haben. Es ist wahr, daß es natürlicher Weise viel leichter zu befriedigen war.

Es giebt eine Zufriedenheit mit sich selbst, die aus Eitelkeit, aus falscher Einbildung, und aus einem Irrthume über den wahren Werth der Dinge entspringt. Es giebt eine andere, die aus Mäßigung, Bescheidenheit und Vernunft entspringt. Besitzt man diese letzten Eigenschaften, so sucht man keinen Ruhm in dem, was man nicht hat, weil es, ohne daß es so gut wäre, als das, was man hat, nur noch schimmernder und anzüglicher seyn würde. Man ist auf keine so dumme Art eitel.

Es giebt viel Willkührliches in dem, was man Geschmack nennt, und sogar in dem, was man Genie nennt. Bey der Beurtheilungskraft findet sich dessen viel weniger, ob sich zwar noch einiges dabey findet.

XLVIII.

Werke, die aus einer Vermischung großer Schönheiten und großer Fehler bestehen, geben Gelegenheit, daß sie von einigen zu viel, und von andern zu geringe geachtet werden. Die Letztern gehen bisweilen gar so weit, daß sie sie mit Verachtung ansehen. Die Kenner sehen auf gleiche Weise die Schönheiten und die Fehler, aber wenn sie einander auch gleich sind, werden sie doch von den ersten weit stärker gerührt, und schätzen vornehmlich nach ihnen, wenn auch nicht das Werk, doch wenigstens den Verfasser.

Die

Die Bewunderung erzeugt in den schönen Seelen eine Art von Liebe, die der Verachtung nicht Raum giebt, so gerecht sie in gewissem Verstande auch seyn würde.

Man vergiebt leicht denen, die man liebt, und noch weit leichter denen, die man ohne Neid bewundert.

XLIX.

Bey wenigerem Geschmacke, geringerem Verstande, und weit eingeschränkteren Erkenntnissen, werden unsere neuen Schriften in den Provinzen zuweilen viel besser, als zu Paris, beurtheilet, weil da die Partheyen und Ränke der Hauptstadt keine Irrungen machen.

Man hat zu Paris mehr Einsicht und Geschmack, in der Provinz aber mehr Unpartheylichkeit.

L.

Man sagt zu einem jungen Schriftsteller: Bringet mehr Beurtheilungskraft und Geschmack als Witz in eure Werke; trachtet mehr nach dem Lobe eines vernünftigen Mannes, als nach dem Ruhme eines witzigen Kopfes.

Sehr wohl, antwortet er; allein wenn ich eurem Rathe folge, wenn es in der That mehr Beurtheilungskraft als Witz in meinen Schriften giebt, so wird man sagen, daß es keinen Witz darinn giebt, daß ich ein dummer Schwätzer bin. Ich willige also darein, künftig einmal eurem Rathe zu folgen; was aber mein erstes Werk betrifft, so glaube ich, daß es besser ist, zu viel Witz, als nicht genug Witz hinein zu bringen. Der Mangel an Beurtheilungskraft, der Mangel an Geschmack, alles wird bey einem jungen Schriftsteller entschuldiget, nur der Mangel an Witz nicht.

Unglücklicher Weise ist nur allzuviel Wahres in dieser Antwort; allein es ist auch gewiß, daß das Werk eines jungen Schriftstellers, worinn sich mehr Gründlichkeit und tiefes

Nachdenken, als Anmuth und Schimmer fände, viel Verwunderung erwecken, und ihm daher viel Ehre machen würde.

Die Ueppigkeit hat vieles dazu beygetragen, den Geschmack in den Künsten zu verderben. Reiche, die sich der Künstler bedienen, verlangen das Prächtige; nichts aber ist schwerer mit der schönen Einfalt, und folglich mit dem guten Geschmacke, zu vereinigen, als die Pracht und die Kostbarkeit. Die Eitelkeit dessen, welcher arbeiten läßt, ist in vielen Arten der Künste, wie in der Baukunst, zum Beyspiele, der Ehre dessen, welcher arbeitet, gänzlich zuwider.

Es giebt aber eine Ueppigkeit des Geistes, wie es eine Ueppigkeit der Reichthümer giebt. Einige Schriftsteller sind eben so begierig nach dem Rufe eines witzigen Kopfes, als es einige Rentbediente nach dem Rufe eines reichen Mannes sind.

LI.

Ein vortreffliches Werk kündigt einen Mann von vielem Verstande an; das braucht nicht gesagt zu werden; so sagt man es auch nicht; allein man sagt es zuweilen von einem schlechten Werke. Nicht der Mangel an Einsicht macht es schlecht, denn es zeigt deren viel bey seinem Verfasser; sondern der Mangel an Geschmack. Auf den Geschmack beruhet also zuweilen der vornehmste Unterschied eines vortrefflichen und eines schlechten Werkes.

VII.
Vom Geschmack.
Ein philosophisches Gespräch.

Philet.

Halten Sie wohl die Anmerkung für richtig, daß man unter denjenigen, welche aus dem Studiren nicht ihre eigentliche Beschäfftigung machen, mehr Personen von Geschmack antrifft, als unter den Gelehrten selbst?

Arist.

Sie ist sehr gegründet, weil die Anzahl der erstern die letztern unendlich übertrifft, und weil außerdem viele unter den Gelehrten sind, die dem Staate größern Nutzen mit ihrem Körper, als mit ihrer Seele, gebracht haben würden.

Philet.

Aber es giebt doch auch unter den wahren Gelehrten solche, die bey aller ihrer weitläuftigen Erkenntniß so wenig Geschmack besitzen, daß er kaum in Betrachtung kommen kann.

Arist.

Sie haben recht. Die Erfahrung hat mich allzusehr davon überzeugt. Ich kenne sogar solche Gelehrte, die wegen ihrer Verhältnisse bestimmt sind, andern die schönen Wissenschaften zu lehren; und dem ohnerachtet die seltne Eigenschaft besitzen, Leute ohne Geschmack zu seyn. Sie lesen die besten Werke der Alten, und bleiben bey diesen Mustern des Schöndenkens so kalt, als der unempfindlichste Hottentotte.

Philet.

Ich habe mich schon oft gewundert, wie es möglich ist, bey den Werken des Geistes unempfindlich zu seyn.

Arist.

Ja, sehr wohl. Wenn man sich nur in Worte verliebt, und den schönen Gegenstand aus den Augen läßt: wenn eine schlechte Erziehung die edlen Empfindungen erstickt, oder unentwickelt gelassen hat: wenn man von der Natur selbst mit keinem feinen Gefühl des Schönen begabt worden.

Philet.

Sollte eine vernachläßigte Erziehung so viel Einfluß auf den Geschmack haben?

Arist.

Gewiß! Die Erfahrung bestätigt es allzusehr.

Philet.

Aber könnte nicht ein von der Natur mit beugsamen Empfindungen begabter Mensch diese Fehler der Erziehung ersetzen?

Arist.

Niemalen. Man wird allezeit das Unentwickelte in demselben bemerken können. Glauben Sie wohl, daß die ersten Jahre einem jeden eine gewisse Richtung in dem ganzen System seiner Empfindungen geben?

Philet.

Allein sollte denn die bestimmte Richtung der Empfindungen so viel Einfluß auf den ganzen Charakter einer Person haben?

Arist.

Sie hat nicht nur einen großen Einfluß; sondern sie macht auch mit den nicht allzuzahlreichen Ideen und Neigungen den Charakter eines jungen Menschen aus.

Philet.

Sie scheinen mir etwas sehr paradoxes zu sagen; wenigstens habe ich noch niemanden gefunden, der dem Kinde, dem Knaben einen Charakter zugeschrieben hätte. Ihre Fähigkeiten

higkeiten liegen noch unentwickelt in der Knospe, gleich einer noch geschlossenen Rose.

Arist.

Aber wenn ich Ihnen sagte, daß der Charakter das in Absicht auf die Seele sey, was die Gesichtsbildung dem Körper ist; würden Sie wohl den Schluß alsdann gelten lassen, daß, so wenig ein menschlicher Körper ohne bestimmte Gesichtszüge seyn kann, eben so wenig eine Seele ohne ein bestimmtes Verhältniß der Neigungen und Empfindungen möglich ist.

Philet.

Ich will Ihnen das zugestehn; allein, was trägt das zum Beweise ihres Satzes bey?

Arist.

Sehr viel. Versuchen Sie einmal, und stellen sich die Aehnlichkeit der Gesichtszüge mit dem Verhältniß der Seelenkräfte vor; so werden Sie das, was ich behaupte, in einem hellern Lichte erblicken.

Philet.

Es ist wahr. Allein die Richtung in dem System der Empfindungen, von der sie versicherten, daß sie in der Folge so viel Einfluß auf das ganze Leben hätte, ist mir noch etwas dunkel.

Arist.

Ich schmeichle mir, daß diese Dunkelheit bald aus ihrer Seele verschwinden wird. Wenn sagen Sie wohl von einem Körper, daß er eine Richtung gegen die oder jene Seite habe?

Philet.

Wenn der größte Theil der Kraft gegen diese Seite sich wendet; wenn das öfters geschieht, oder wenn er eine beträchtliche Dauer der Zeit sich gegen diese Seite geneigt, so wird er von selbst da stille stehen, oder sich mehr derselben nähern, wenn ihn kein äußeres Hinderniß davon zurücke hält.

Arist.

Eben dieß ist es, was ich von der Seele behaupte. In den ersten Jahren nimmt der Geist alle die Eindrücke an, die sich ihm darbieten; er sucht sie nicht auf, er stellt keine Wahl an, bis er eine gewisse Anzahl von Empfindungen gesammlet hat, die ein Ganzes ausmachen; alsdann wachen seine Neigungen auf, und die Art von Empfindungen, welche alle übrigen beherrschen, weil sie an Menge, folglich auch an Stärke, alle andern überwiegen, machen die Richtung aus, die ich der Seele zuschreibe.

Philet.

Es kömmt also, wie ich sehe, auf die äußern Gegenstände an, welche einen Geist umgeben, der sich entwickeln soll.

Arist.

Darinn liegt eben das Geheimniß, das bey der Bildung der Seele so wenig angewendet wird. Man versetzt den noch leeren Geist in solche Aussichten, welche ihm eine Menge von niedrigen und unedlen Empfindungen verschaffen, die den Saamen des Lasters in sich schließen. Man lehrt ihn die Tugend mit Worten, und das Laster durch Handlungen. Man vergißt, daß die Seele in dem Zeitpunkte wohl Handlungen nachzuahmen, nicht aber allgemeine Wahrheiten tiefsinnig zu überdenken fähig ist.

Philet.

Sie machen, daß ich itzt den guten oder schlechten Gebrauch der ersten Jahre eines Menschen von größerm Gewichte zu seyn halte, als man gewöhnlich glaubt. Allein ich wünschte von Ihnen eine nähere Erklärung von dem Entstehen der Richtung, welche Sie der Seele zuschreiben.

Arist.

Setzen Sie, daß die Neugierde der Seele das ist, was dem Körper das Bestreben zur Bewegung ist, so werden

den Sie desto leichter begreifen können, woher es kömmt, daß das Kind beständig von einer Empfindung zur andern eilet, daß es unersättliche Eindrücke von Dingen, die es umgeben, verlanget; zeigen Sie ihm einen gewissen Gegenstand, es wird sich mit der größten Anstrengung seiner Kräfte demselben nähern; nach einiger Zeit aber eben den Gegenstand wieder von sich entfernen. Die Neugierde verlangt eine beständige Abänderung der Aussicht. Bringen Sie ihm öfters Gegenstände von ähnlicher Art unter seinen Gesichtspunkt, so werden Sie machen, daß zuerst eine Neigung in der Seele entsteht, die in der Folge durch die zusammenhängenden Eindrücke bestimmt wird. Die Seele wird alsdann eine Wahl äußern, sie wird diejenigen Empfindungen lieber wollen, wovon sie schon so viel ähnliche hat, weil in denselben eine merkliche Uebereinstimmung ist. In diesem Zeitpunkte zeigt sich zuerst der Trieb der Seele nach der Ordnung, oder wenn sie es lieber nennen wollen, nach der Harmonie, der sich in der Folge stärker entwickelt, und den liebenswürdigen Charakter eines Richtigdenkenden, eines Tugendhaften, hervorbringt. Diese Bestimmung nenne ich die Richtung der Seele. Das Entstehen derselben ist also in der Neugierde und in dem Triebe zur Ordnung gegründet. Eine jede bestimmte Richtung aber muß man in den ähnlichen Gegenständen, die ausser der Seele liegen, und die den Grund davon enthalten, suchen. Nehmen Sie an, daß das Kind meist in der Sammlung seiner Empfindungen sich selbst überlassen ist, so wird es sich nach und nach eine Reihe von Empfindungen verschaffen, und eine Richtung erhalten, ob diese sich gleich später zeigt, als in dem ersten Falle. Vielleicht zweifeln Sie, ob man zeigen könne, daß der Seele ein Trieb zur Harmonie zukomme. Hier haben Sie den Beweis aus der Uebereinstimmung unsrer Seele mit der Welt. Da alle Dinge in der Welt eine bestimmte Ordnung haben, die Seele aber ein Theil von derselben ist, die Theile aber mit dem Ganzen eine Aehnlichkeit haben, die Ordnung aber eine allgemeine Eigenschaft der Natur ist; so muß der Seele auch ein Trieb

zur

zur Ordnung zukommen. Eben dieses kann auch auf folgende Art bewiesen werden: Die Seele hat einen Trieb zur Vollkommenheit sowohl ihres innern als äußern Zustandes; dieser Trieb setzt aber einen Trieb zur Harmonie überhaupt voraus; also muß dieser der Seele eigen seyn.

Philet.

Sie haben mir durch diese Erklärung einen Blick in die Seele thun lassen, der mir ein reines Vergnügen verursacht. Ich sehe itzt, aber noch in einer Entfernung, die Fruchtbarkeit Ihres Satzes ein. Es scheint mir, als wenn die Regeln, die man bey der Bildung des Geistes beobachten muß, einen großen Aufschluß daher erhalten können: als wenn man dadurch in den Stand gesetzt würde, die gewöhnlichen Fehler, und die Mittel, dieselben zu vermeiden, sehr leicht zu entdecken.

Arist.

Eben dieses war es, welches ich Ihnen durch ein Beyspiel zeigen wollte. Was halten Sie wohl für die Ursache, daß man so wenige antrifft, die ihrer Situation und den daraus entspringenden Pflichten ein Gnüge leisten: daß der größte Haufe von Menschen Glieder eines Ganzen sind, die nicht an der rechten Stelle stehen?

Philet.

Vielleicht, weil sie nicht die Vollkommenheiten besitzen, die dazu erfodert werden.

Arist.

Richtig! Allein warum trifft man diese nicht bey ihnen an?

Philet.

Das muß in der fehlerhaften Bildung ihrer Seele gegründet seyn. Die nähere Ursache aber werde ich mir von Ihnen ausbitten.

Arist.

Arist.

Nach meiner Einsicht ist es folgende. Man giebt den Empfindungen und Neigungen in den ersten Jahren eine falsche Richtung. Man unterhält sie entweder mit zu viel angenehmen, oder unangenehmen Empfindungen. Sehen Sie die Quelle, daraus so viel Uebel des menschlichen Lebens fließen? Der erste Fehler ist bey einer vornehmen Erziehung, der andere aber bey einer niedrigen anzutreffen. Wenn man einen Menschen zu seiner künftigen Bestimmung gehörig vorbereiten will, so muß man in ihm ein proportionirtes Verhältniß der angenehmen und unangenehmen Empfindungen hervorzubringen wissen; sonst wird niemalen eine richtige Uebereinstimmung des Verhaltens mit den äußern Gegenständen, die einen Einfluß auf sein Schicksal haben, möglich seyn. Derjenige, welcher so unglücklich gewesen ist, nichts als angenehme Empfindungen in seinem Gesichtspunkte zu haben, flattert von Vergnügen zu Vergnügen, ermattet und erlieget endlich unter der Wollust; und der, dessen Geist von allzuviel unangenehmen Empfindungen niedergedrückt worden, kriecht in der Folge, und ist nie fähig, sich bis zu heitern Aussichten zu erheben. Die vornehme Erziehung nach der Mode, liefert also der Gesellschaft lustige und herumflatternde Sensualisten; und die niedrige giebt ihr finstere und beschwerliche Misanthropen.

Philet.

Ich habe das Vergnügen, Ihnen zu gestehen, daß ich von der Wahrheit Ihrer Sätze vollkommen überzeugt bin. Ich wünschte, daß es Ihnen itzt gefällig seyn möchte, Ihre Theorie von der Richtung der Seele auf den Geschmack anzuwenden.

Arist.

Es wird sehr bequem geschehen können, wenn wir vorher einige Punkte mit einander werden in Richtigkeit gebracht haben. Sie sind doch einer Meynung mit mir, daß dieses die glücklichste Bildung des Geistes verdiene genennt zu werden,

den, welche den Grundtrieben der Neugierde und der Ordnung gemäß eingerichtet wird, welche die Seele mit den zahlreichsten und besten Empfindungen in der genauesten Ordnung bereichert? Daß die Empfindungen in den ersten Jahren die Stelle vertreten, welche die Vernunft in der Folge einnimmt, ob sie gleich unser ganzes Leben durch die fruchtbarste Quelle unsrer Einsichten bleiben, und bey dem völligen Gebrauche unsers Verstandes sich mit den Gegenständen beschäfftigen, welche entweder für unsere Einsichten zu erhaben, oder zu niedrig sind?

Philet.

Diese Sätze habe ich allezeit für unstreitig richtig gehalten.

Arist.

Da nun die Vernunft nur solche Dinge zum Gegenstande hat, die von uns deutlich können erkannt werden; so muß wohl in unsrer Seele auch ein solches Vermögen angetroffen werden, welches den Werth der Dinge entscheidet, die nur Gegenstände der Empfindungen sind.

Philet.

Ihr Schluß ist richtig. Er erhält noch ein größeres Gewicht, wenn man erwäget, daß die Menge der Empfindungen unendlich größer ist, als die Anzahl der Begriffe.

Arist.

Lassen Sie uns dieses Vermögen der Seele, das unsere Empfindungen ordnet, und ihnen einen solchen Glanz ertheilet, mit einem bestimmten Ausdrucke bezeichnen!

Philet.

Ich glaube, daß keiner treffender sey, als das Wort Geschmack.

Arist.

Der Geschmack entscheidet also von dem Werthe der Dinge, die Gegenstände unsrer Empfindungen sind.

Philet.

Philet.

Aus diesem Begriffe wird es mir leicht einzusehen, warum Sie so sehr auf die frühzeitige Bildung des Geschmacks dringen. Die ersten Jahre unsers Lebens werden also ganz ungenutzt verflossen seyn, wenn man uns nicht einen richtigen Geschmack beygebracht hat; weil in diesen Jahren die Beschäfftigungen der Seele bloß die Empfindungen betreffen.

Arist.

Sie haben vollkommen richtig geschlossen. Allein lassen Sie uns noch einige Augenblicke bey der Untersuchung dieses Begriffs stehen bleiben. Da die Empfindungen Abdrücke von genaubestimmten Gegenständen sind, so werden sie auch alle die Eigenschaften an sich haben müssen, die den Originalen zukommen, wenn sie anders wahre Kopien sind.

Philet.

Sie wollen damit sagen, da es erhabene, große, edle, reife, natürliche, künstliche ꝛc. Gegenstände giebt; so müssen auch die Empfindungen von der Art seyn.

Arist.

Sie haben meine Gedanken errathen. Diese erhabene, große ꝛc. Empfindungen haben alle zusammen eine gemeinschaftliche Eigenschaft, man nennt sie die Harmonie, und sofern sie in die Sinne fällt, die Schönheit.

Philet.

Daraus kann man den gewöhnlichen Begriff vom Geschmack herleiten, da derselbe eine Empfindung des Schönen genennt wird.

Arist.

Man setzt noch hinzu: des Häßlichen; es scheint mir aber überflüßig. Denn ein jeder, der das Schöne empfinder, wird auch das Häßliche zu empfinden fähig seyn. Diesen Fehler hat der Englische Verfasser der Briefe über den

Geschmack

Geschmack vermieden, der den guten Geschmack einen in einem Augenblick entstehenden Strahl des Vergnügens nennt, der durch den ganzen Bau unsrer Natur zittert, und sich des Beyfalls des Herzens bemächtigt, noch ehe die denkende Gottheit, die Vernunft, sich von dem Throne des Geistes herablassen, und dessen Beyfall bekräftigen kann; die Seele mag nun schöne Bilder durch die Werkzeuge der körperlichen Sinne erhalten, oder das Anständige eines liebenswürdigen Charakters durch die Kräfte des moralischen Begriffs erkennen, oder wir mögen uns beyder, vermöge der nachahmenden Künste, durch die mittelbare Hülfe der Einbildungskraft erinnern.

Philet.

Allein diese Erklärung scheint mir nicht ganz fehlerfrey zu seyn. Der Geschmack wird hier als eine Empfindung des Schönen vorgestellt, da er doch von dieser eben so, wie die Vernunft, von einer deutlichen Vorstellung unterschieden ist. Zuerst ist die Empfindung, alsdann entscheidet der Geschmack: keine Entscheidung des Werths der Empfindungen kann ohne eine Anweisung ihrer gehörigen Stelle, folglich ihrer Ordnung, seyn. Montesquieu nennt daher mit Recht den Geschmack das Maas unsrer Vergnügen, oder dasjenige, was uns durch die Empfindung mit Lust an eine Sache heftet. Und Addison erklärt denselben durch das Vermögen der Seele, welches die Schönheiten mit Lust, und die Fehler mit Widerwillen, entdecket.

Arist.

Lassen Sie uns noch die Quellen des Geschmacks genau bestimmen. Es giebt zwo Hauptquellen. Dieses sind die äußern und innern Empfindungen. Aus denselben lassen sich alle Gattungen des Geschmacks herleiten.

Philet.

Eben dieß war es, was ich mir noch von Ihnen ausbitten wollte.

Arist.

Arist.

Da der Geschmack den Werth der Empfindungen entscheidet, so wird dieses nach gewissen Regeln geschehen. Diese Regeln sind in der Seele entweder dunkel, oder klar, und daraus entsteht der natürliche und erlangte Geschmack. Die Seele steigt stufenweise in ihren Empfindungen; zuerst fühlt sie solche, welche die Schönheiten der Natur, alsdann der Kunst, und endlich der sittlichen Handlungen zum Gegenstande haben. Von allen diesen Schönheiten wird sie sich erhabene, große, edle, und reife Empfindungen sammlen, daraus die verschiedenen Gattungen des Geschmacks, welche mit den nämlichen Benennungen bezeichnet werden, entspringen. Sind unsere Empfindungen den Gegenständen vollkommen proportionirt, so hat man einen richtigen; sind sie es nicht, werden sie öfters wiederhohlt, so hat man einen verdorbnen Geschmack. Wenn die Seele einmal eine gewisse Richtung des Geschmacks angenommen hat, so wird sie, durch Hülfe der Aehnlichkeit, in den Empfindungen beständig mehrere von der Art sich verschaffen, sie werden eine größere Stärke, Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit vor den übrigen erhalten, und daraus entstehen wiederum unzählige Gattungen des Geschmacks, z. B. der Geschmack an großen und reizenden Aussichten der Natur, an gesellschaftlichen Vergnügen, an der Mahlerey, Bildhauerkunst, Baukunst, an der Poesie, Beredsamkeit, Philosophie ꝛc. Hat die Seele von den unterscheidenden Schönheiten aller dieser Gegenstände, die von wenigen bemerkt werden, übereinstimmige Empfindungen, so besitzt sie einen feinen Geschmack. Werden die wenigen schlechten und niedrigen Empfindungen von den edlern durch ihr Licht verdunkelt, und aus der Seele ganz verdrungen, so entsteht alsdann ein aufgeklärter Geschmack.

Philet.

Die Herrschaft des Geschmacks erstreckt sich also weiter, als man gemeiniglich glaubt. Die meisten unsrer Handlungen erhalten durch denselben ihre Wirklichkeit. Man findet

sehr wenige Personen, die nach einem deutlich überdachten Entwurfe ihr Verhalten einrichten. Wie vortheilhaft würde also eine weitläuftige und gründliche Theorie des Geschmacks seyn; da die richtige Anwendung der Regeln desselben von ausnehmender Wichtigkeit ist? Man nehme einen Menschen von schlechtem und verdorbnem Geschmacke, man biete ihm gewisse Vergnügen an, er wird sie auf einmal gleichsam ganz zu verschlingen begierig seyn, und dadurch allemal unvermeidlich in Ausschweifungen gerathen. Ein Mann von aufgeklärtem Geschmacke handelt beständig nach dem Grundsatze: Man muß sein Vergnügen so lange genießen, als es möglich ist; er wird also stufenweise gehen, so wie die Vernunft bey Untersuchung eines Gegenstandes der Wahl verfährt. Er wird in seinen Affecten nicht ausschweifen; denn seine Empfindungen sind geordnet und edel. Glückselig ist der, welcher mit einem richtigen, feinen und aufgeklärten Geschmacke, gründliche Einsichten verbindet!

VIII.

Von der ächten Beschaffenheit, Bestimmung und Werth der Romane, und dem Vergnügen, welches aus Lesung derselben entspringt *).

Erklärung und Endzweck der Romane.

Ehemals hat man unter dem Namen der Romane nicht nur diejenigen begriffen, welche in Prose; sondern auch öfters die, welche in Versen geschrieben worden. Giraldus und Pigna erkennen in ihren Abhandlungen von dieser Materie

*) Aus der Abhandlung des P. D. Huet, welche unter der Aufschrift: l' origine des Romans, zu Paris 1709 in 12. herausgekommen, übersetzt.

terie keine andere, als die von der letzten Art, für ächte Romane, und stellen den Bojard und Arioſto als die beſten Muſter zur Nachahmung vor. Aber itzt nimmt man durchgehends dieſes Wort in der entgegenſtehenden Bedeutung, und verſteht eigentlich unter Romanen: erdichtete Geſchichte von Liebesbegebenheiten, die in Proſe regelmäßig geſchrieben, das Vergnügen und den Nutzen der Leſer zum Endzweck haben. Ich nenne ſie erdichtete Geſchichte, damit man ſie von der wahren Hiſtorie unterſcheide; ich füge hinzu, daß ſie Liebesbegebenheiten zum Gegenſtande haben: denn die Liebe muß der eigentliche Inhalt eines Romans ſeyn. Sie müſſen in Proſe geſchrieben ſeyn, damit ſie deſto bequemer zum Gebrauch desjenigen Alters dienen, für welches ſie eigentlich beſtimmt ſind. Sie müſſen nach einer gewiſſen Kunſt, und nach gewiſſen Regeln, die man dabey beobachten muß, abgefaßt werden; ſonſt wird es ein unbearbeiteter und unordentlich zuſammengehäufter Stoff von Erzählungen ſeyn. Der vorzüglichſte Endzweck, den ſich die Verfaſſer von dergleichen erdichteten Geſchichten vorſetzen müſſen, beſteht in der Unterweiſung und Bildung der Leſer zur Tugend. Es muß in denſelben allezeit die Tugend mit ihren Belohnungen, und das Laſter mit den verdienten Strafen belegt, aufgeführet werden. Denn da der Menſch von Natur eine Abneigung vor trocknen Lehren hat, und aus übertriebner Eigenliebe die Herrſchaft der Diſciplin und der Vernunft von ſich abzuſchütteln ſucht; ſo muß man ihn durch die Reizungen der Wolluſt anlocken, und die ſtrengen Lehren in anmuthige Beyſpiele verhüllt vortragen; was man an ihm ſelbſt verbeſſert haben will, an andern verdammen. Alſo wird die Beluſtigung des Leſers, welche ein ſcharfſinniger Romanſchreiber als ſeinen letzten Zweck vorzüglich gewählt zu haben ſcheinet, nur ein Mittelzweck ſeyn, welcher den Hauptendzweck unterſtützt, der darinn beſteht, daß er den Geiſt unterrichte und die Sitten beſſere. Und man wird von Romanen ſagen können, daß ſie genauer nach den Regeln der Kunſt ver-

fertiget sind, je mehr oder weniger sie von dieser Erklärung und dem bestimmten Endzwecke abweichen.

Ich rede also hier nicht von den Romanen, die in Versen geschrieben sind, und noch weniger von den epischen Gedichten, die außer dem, daß sie in Versen abgefaßt werden, noch andere Eigenschaften haben, dadurch sie sich sehr von den Romanen unterscheiden; ob gleich unter ihnen auch eine große Aehnlichkeit statt findet, und die Verfasser der Romane zu der Zahl der Dichter zu rechnen sind; wenn man einem Dichter mehr wegen seiner Erdichtungen, als wegen seiner Verse, diesen Namen ertheilt, wie Aristoteles, und vor ihm Plato behauptet hat, dessen Meynung Horaz, Plutarch und Quintilian des Beyfalls würdig geschätzt haben. Petronius lehrt, daß in den Gedichten große Veränderungen nicht ohne die Wirkung der Götter entwickelt werden müßten; sie müßten in freyen und kühnen Worten und Figuren abgefaßt seyn, so daß man sie mehr für Götterspruche, die aus einer heftigen Wuth eines begeisterten Gemüthes hergeflossen, zu halten habe, als daß sie eine getreue und zuverlässige Erzählung seyn sollten. Die Romane haben mehr Simplicität, aber weniger Erhabnes und Figürliches, man mag entweder die Erfindung, oder die Worte betrachten. Die Gedichte, ob gleich in denselben allezeit die Wahrscheinlichkeit beobachtet werden muß, haben einen größern Schein des Wunderbaren; in den Romanen muß mehr Wahrscheinlichkeit seyn, ob sie gleich manchmal etwas Wunderbares zeigen. Die Gedichte sind an gewisse bestimmte Gesetze mehr gebunden, und im ganzen Plane mehr geordneter und genauer, sie haben nicht so viel Stoff, Begebenheiten und Episoden, als die Romane. Da den letztern nicht so viel Erhabnes, nicht so viel Ausschmückung eigen ist, so strengen sie die Stärke des Witzes nicht so sehr an, und verursachen dadurch, daß die Seele sehr viel Bilder von verschiedenen Sachen annehmen kann. Endlich haben die Gedichte nicht die Liebe zu ihrem Stoffe, außer in Episoden; sondern kriegerische und politische Begebenheiten. Anders aber verhält es

sich

sich mit den Romanen, deren ganze Kunst sich nicht mit Vorstellung kriegerischer, oder politischer Handlungen, ausgenommen in Zwischenerzählungen, sondern mit der Liebe beschäfftiget. Ich verstehe hier regelmäßige Romane; denn die alten französischen, italienischen und spanischen Werke von der Art, enthalten mehr Gefechte, als Liebesbegebenheiten.

Man darf auch nicht die Historien dahin rechnen, in welchen viel ungegründete und erdichtete Dinge erzählt werden, dergleichen des Herodots und Ktesias Geschichte sind, die Schiffahrt des Hannon, das Leben des Apollonius vom Philostratus, und die Lebensbeschreibungen der Heiligen, deren Wahrheit Simeon der Metaphrast verdunkelt hat, da er sich unterstanden, dieselben mit fremden Verzierungen zu verschönern. Diese Werke sind, im Ganzen betrachtet, wahr; in Absicht auf einige Theile aber falsch: Die Romane aber in Betrachtung einiger Theile wahr; im Ganzen aber unwahr. Die einen sind wahr, aber mit Falschem vermischt; die andern unwahr, aber durch die Wahrheit verschönert. Denn nach meiner Meynung muß in den Historien die Wahrheit; in den Romanen aber das Erdichtete das Hauptwerk seyn, so daß die letztern sowohl im Ganzen, als auch in ihren Theilen, erdichtet seyn können. Aristoteles behauptet, daß die Tragödie, deren Inhalt bekannt, und aus der Historie genommen ist, da sie der Wahrscheinlichkeit näher kömmt, vollkommner sey, als die, deren Inhalt neu und ganz erdichtet ist: doch verwirft er die letztere nicht völlig. Er führt diese Ursache davon an, weil der Inhalt der Tragödie, wenn er auch aus der Historie hergenommen worden, dem ohnerachtet den meisten Zuschauern unbekannt, und folglich neu ist, und daher kein geringes Ergötzen allen verschaffet. Eben dieses muß man von den Romanen behaupten, doch mit dem Unterschiede, daß in diesen die Erdichtung der ganzen Begebenheiten, in welchen Personen von mittlerem Stande, wie in den Komödien, ihre Rollen spielen, weit erträglicher ist, als in den Tragödien, in welchen Prinzen und Bezwinger der Völker aufgeführt werden, deren Schicksale

so glänzend und merkwürdig sind: denn wäre es wohl glaublich, daß solche große Thaten sollten vergessen, und selbst von den Geschichtschreibern übergangen und vernachläßigt worden seyn? Die Wahrscheinlichkeit, welche manchmal in der Historie vermißt wird, macht das Wesen des Romans aus. So wie man den Geschichtschreibern das zueignen kann, was die Musen beym Hesiodus von sich rühmen, daß sie das Wahre zu erzählen wüßten; so kann auf die nämliche Art den Verfassern der Romane das zugeschrieben werden, was eben dieselben hinzusetzen, daß sie in Erdichtungen, welche der Wahrheit ähnlich kommen, geschickt wären.

Nach meiner Meynung müssen auch gewisse Historien, die, man mag entweder das Ganze, oder die Theile betrachten, durchgehends erdichtet sind, und nur zur Ergänzung desjenigen, was in der Geschichte fehlt, ersonnen worden, aus der Anzahl der Romane gestrichen werden. Von der Art sind die erdichteten Nachrichten von dem Ursprunge vieler Nationen. Dergleichen Historien auch von dem Annius, dem Mönche von Viterbo, mit so einer fühlbaren Dummheit untergeschoben worden, daß er sich dadurch die Verachtung aller Gelehrten zugezogen hat. Ich halte dafür, daß zwischen diesen und den Romanen eben ein solcher Unterschied statt finde, als unter denen, welche Masken anziehen, damit sie sich selbst und andern ein Vergnügen machen, und jenen Lasterhaften, welche die Namen und Kleidungen der Verstorbenen oder Abwesenden annehmen, um sich ihrer Güter unter dem Schein der Aehnlichkeit zu bemächtigen, und in derselben Glücksumstände zu versetzen. Daher rechnen wir auch die mythologischen Fabeln nicht dazu; denn die Romane sind Erdichtungen von Dingen, welche hätten geschehen können, aber nicht wirklich sind; allein diese Fabeln sind Erdichtungen von solchen Dingen, welche weder wirklich gewesen, noch auch seyn können.

Nachdem gehörig bestimmt worden, welchen Werken des Witzes man eigentlich den Namen der Romane beyzulegen hat, so behaupte ich, daß man die Erfindung derselben,

den

den morgenländischen Völkern zuschreiben muß. Ich verstehe darunter die Aegypter, Araber, Perser und Syrer. Man wird dieses ohnstreitig zu gestehen müssen, wenn ich erwiesen haben werde, daß die meisten, welche unter den alten Romanschreibern sich den größten Ruhm erworben, von diesen Völkern hergestammt sind. Clearchus, welcher Liebesgeschichte geschrieben, war aus Cilicien, einer Provinz, die mit Syrien grenzt. Jamblichus, der eine Liebeshistorie vom Rhodan und Synonis verfaßt, war von syrischen Aeltern gebohren, und bey den Babyloniern auferzogen. Heliodorus, welcher von dem Theagenes und der Chariklea einen Roman verfertigt, war von Emisa, einer Stadt der Phönizier. Lucian, der die Verwandlung des Lucius in einen Esel geschrieben, hatte Samosata zu seinem Geburtsorte, die Hauptstadt von Comagene, einer Provinz Syriens. Achilles Tatius, von dem wir des Klitophon und der Leucippe Liebesbegebenheiten haben, war von Alexandrien in Aegypten. Den h. Johannes, welcher uns die erdichtete Geschichte des Barlaam und Josaphats hinterlassen, hat Damascus, die Hauptstadt Syriens, hervorgebracht. Eben diese Stadt hat auch den Damascius zu ihrem Bürger gehabt, welcher vier Bücher von erdichteten Begebenheiten bekannt gemacht hat, die nicht allein unglaublich, wie er ihnen selbst den Titel giebt, sondern auch dumm, abgeschmackt und von aller Wahrscheinlichkeit entfernt sind, wie Photius meldet. Von den drey Xenophonten, den Romanschreibern, ist der eine von Antiochien in Syrien, der andere aber aus der Insel Cypern, die nahe an dieser Provinz liegt, gewesen. Also verdienen diese Länder mit weit mehrerm Rechte das Vaterland der Romane genennt zu werden, als Griechenland, wohin sie nur sind versetzt worden; allein sie haben daselbst einen bequemen und fruchtbaren Boden gefunden, tiefe Wurzeln geschlagen, und eine besondere Vollkommenheit erreicht.

Man kann es in der That kaum glauben, was für ein poetisches, zu Erdichtungen geschicktes und den Fabeln ergebe-

nes Genie die morgenländischen Nationen besitzen. Alle ihre Reden sind mit Figuren durchflochten, sie drücken ihre Gedanken nicht anders, als mit Allegorien aus; ihre Theologie, Philosophie, und besonders ihre Moral und Politik, wird in ein Gewebe von Fabeln und Gleichnissen eingehüllet.

Woher bey allen Menschen die Neigung zu den erdichteten Erzählungen und zu den Wissenschaften entspringt.

Die Neigung zu den erdichteten Erzählungen, welche man bey allen Menschen findet, hat nicht ihren Grund in der Ueberlegung oder Gewohnheit; sie ist ihnen angeboren, und selbst in der Natur ihrer Seele liegen die Saamen davon. Denn die Begierde zu lernen und Sachen zu wissen, ist nur den Menschen eigen. Und diese unterscheidet ihn eben so stark von den andern beseelten Geschöpfen, als die Vernunft selbst. Bey verschiedenen Thieren entdeckt man einige, wie wohl nicht ganz ausgedrückte, aber doch leichtbezeichnete Spuren einer unvollkommnen Vernunft; nur die Begierde zur Erkenntniß zeigt sich bey den Menschen allein. Diese entspringt, meinem Urtheile nach, daher, weil unsere Seele, da sie größere und ausgebreitetere Vermögen besitzt, als daß sie von gegenwärtigen Dingen können erfüllt werden, in dem Vergangnen und Zukünftigen, in dem Wahren und Erdichteten, in eingebildeten Welten, ja sogar in denjenigen, welche unmöglich sind, etwas aufsucht, womit sie dieselben beschäfftiget und übet. Die Thiere finden in demjenigen, was sich ihren Sinnen darbietet, das, was das Vermögen ihrer Seele sättigen kann, und ihr Trieb erstreckt sich nicht weiter, so daß bey ihnen nicht jene unruhige Begierde sich äußert, welche beständig das Gemüth des Menschen in Bewegung setzt, und zur Ausspähung neuer Kenntnisse antreibt; daß, wenn es möglich wäre, eine richtige Proportion zwischen dem Object und dem wirksamen Vermögen der Seele zu treffen, man auch eben ein solches Vergnügen empfin-

den

den würde, als bey der Stillung eines heftigen Hungers oder brennenden Durstes in uns entstehet. Und dieses hat Plato durch die Fabel von der Vermählung des Porus mit der Penia, d. i. des Reichthums und der Armuth, von welchen die Liebe geboren worden, angezeigt. Was man das Object nennt, ist hier der Reichthum, der nicht anders als durch den Gebrauch dazu wird, sonst aber unfruchtbar und zur Erregung der Liebe ungeschickt ist. Das Vermögen der Seele wird durch die Armuth angedeutet, welches unfruchtbar und mit Besorgnissen angefüllt bleibt, so lange es von dem Reichthum abgesondert ist; aber wenn es sich mit diesem verbindet, so wird aus dieser Vereinigung die Liebe geboren. Dieses trifft man in unsrer Seele vollkommen an. Die Armuth, d. i. die Unwissenheit, ist ihr natürlich, und sie brennt beständig für Liebe zur Wissenschaft, welches ihr Reichthum ist; wenn sie aber davon einen rechtmäßigen Gebrauch macht, so wird aus dem Besitze desselben die Liebe geboren, die einigermaßen die Natur des Vaters und der Mutter, von denen sie entstanden, an sich hat. Von dem Vater hat sie jene Kraft, die fähig ist, die bewundernswürdige Mannichfaltigkeit der Dinge zu fassen, vermöge der sie sich bestrebt, das Leere ihrer Unwissenheit auszufüllen. Von der Mutter hat sie die Leichtigkeit, Sachen zu vergessen, empfangen, die sie mit vieler Mühe erlernt hatte; ingleichen diese Mischung von Dummheit, Zweifel und Finsterniß, welche allen ihren hellen Einsichten zuwider sind. Also ist diese Liebe, sagt Plato, damit ich mich eigentlich ausdrücke, weder reich, noch arm; weder gelehrt, noch unwissend. Und aus diesem mittlern und zweydeutigen Wesen wird jene Begierde nach Wissenschaften geboren: die sowohl die Götter, welche einen vollkommenen Genuß der Erkenntniß besitzen, als auch die Dummen, denen diese ganz unbekannt ist, nicht fühlen; und welche nur bey Personen von edlem, großem und erhabnem Genie gefunden wird. Aber diese Sorge, diese Unruhe, welche jene Begierde erzeugt, wird mit dem darauf folgenden Vergnügen überflüßig belohnt, wenn sie nur kann gesättiget werden. Allein dieses

Vergnügen ist nicht immer gleich; wir erkaufen es manchmal mit Arbeiten und Nachtwachen, nämlich wenn unsere Seele schwere Betrachtungen anstellt, und sich ganz der Erlernung tiefsinniger Wissenschaften ergiebt, welche Dinge enthalten, die wir mit unsern Sinnen nicht zu erkennen fähig sind, und mit welchen sich dasjenige Vermögen, dadurch wir uns die Bilder von den Gegenständen vorstellen, welches leichter wirkt, weniger beschäfftigt, als der Verstand, dessen Verrichtungen mühsamer sind. Und weil wir von Natur jede mühsame Beschäfftigung fliehen, so wird unsere Seele zu diesen schweren Wissenschaften, durch den künftig zu erlangenden Nutzen, oder durch die Hoffnung eines entfernten Vergnügens gereizt, gewöhnlich angetrieben. Aber was sie mehr an sich zieht, das sind die Vorstellungen, die sie ohne Mühe sich verschafft, dabey die Einbildungskraft wirksam ist, und fast ganz allein arbeitet, und zwar bey solchen Dingen, welche Gegenstände unsrer Sinnen sind, besonders wenn durch diese Vorstellungen unsre Affecten erregt werden, dadurch alle unsre Begierden, alle unsre Handlungen, und alle Vergnügen unsers Lebens, gleichsam als durch Maschinen, in Bewegung gesetzt werden. Dieses thun die Romane, zu diesen ist keine Anstrengung des Geistes nöthig, keine tiefsinnigen Schlüsse, keine Bemühung des Gedächtnisses; man darf sich nur die Bilder von Dingen in seiner Seele vorstellen. Diese setzen unser Gemüth in Bewegung, sie beruhigen es auch wieder; sie jagen uns eine Furcht ein, oder bringen einen Schmerz in uns hervor, aber so, daß sie uns diejenigen, für die wir besorgt sind, oder Schmerzen empfinden, von der Gefahr oder dem Elende befreyt vorstellen; sie rühren unsre Liebe, aber damit wir diejenigen, welche wir lieben, glücklich gemacht erblicken: sie erregen endlich unsern Haß, aber damit sie uns die, welche wir hassen, als unglücklich zeigen; alle unsre Affecten endlich werden entweder durch diese auf eine sehr angenehme Art erregt oder beruhiget. Aus der Ursache werden diejenigen, welche mehr von dem Affect als der Vernunft geleitet werden, und welche eine größere Stärke der Einbildungs-

dungskraft als des Verstandes besitzen, mehr durch die Romane eingenommen, obgleich die andern ebenfalls sich an denselben, allein auf eine ganz andere Art, ergötzen. Sie werden von den Schönheiten der Kunst, und von den Vollkommenheiten, die aus dem Verstande entsprungen, fortgerissen; allein die erstern, dergleichen junge Leute und Unwissende sind, werden nur von den Dingen an sich gezogen, wodurch die Einbildungskraft bewegt und der Affect aufgebracht wird, und allein von den Erdichtungen so eingenommen, daß sie an denselben ihr einziges Vergnügen finden. Da aber die Erdichtungen solche Erzählungen sind, die nur den Schein des Wahren haben, in der That aber falsch sind; so sind die Gemüther der Unwissenden, welche bloß auf die Schaale sehen, mit dieser Hülle der Wahrheit zufrieden, und ergötzen sich daran: allein Personen, welche tiefer mit ihren Blicken dringen, suchen etwas Gründlichers auf, und achten das Falsche nicht. Die erstern lieben das Falsche selbst, weil es mit der Farbe der Wahrheit überstrichen ist; die letztern aber würden an diesem Schattenbilde der Wahrheit keinen Gefallen haben, weil sie mit dem Falschen umhüllt ist; wenn sie nicht zugleich durch die Vortrefflichkeit der Erfindung und Kunst, die voll Witz, Geheimnisse und Lehren ist, unterstützt würde. Der heil. Augustin sagt an einem Orte, daß diese Unwahrheiten, welche bedeutend sind, und einen verborgenen Sinn in sich schließen, nicht Lügen, sondern Figuren der Wahrheit sind, deren sich alle Weisen und Heiligen bedient haben. Oder wenn jemand alles das, was von der Wahrheit sich entfernt, eine Lüge nennen wollte, so können wir ihm die Distinction des Sextus Empiricus entgegensetzen, welcher behauptet, daß Lügen und eine Lüge sagen, ganz verschiedne Dinge sind; ein Weiser könne eine Lüge sagen, d. i. eine Erdichtung vortragen, die Wahrheit dadurch festzusetzen; aber er könne nicht lügen, d. i. eine Erdichtung vorbringen, die Wahrheit dadurch zu zernichten.

Weil es also seine vollkommne Gewißheit hat, daß die Unwissenheit und Unerfahrenheit die großen Quellen der Erdichtun-

dichtungen sind, und daß die Flut von barbarischen Völkern, mit welchen der Nord fast ganz Europa überschwemmt und in so tiefe Finsternisse gestürzt hat, daß es sich erst seit den zwo letzten Jahrhunderten wieder herausgerissen: ist es nicht der Wahrheit gemäß, daß die Unwissenheit das, was es in allen andern Ländern verursacht, auch in Europa verursacht habe? Sollte man das wohl in den Zufällen des Glücks erst vergebens aufsuchen, was man in der Natur selbst antrifft? Man hat also gar keine Ursache, zu zweifeln, daß die französischen, deutschen, englischen, und alle nordische Romane, in diesen Gegenden selbst ihren Ursprung haben, und nicht erst aus einem andern Lande dahin sind gebracht worden: und daß sie aus den mit falschen Nachrichten angefüllten Historien entstanden, welche in den Zeiten der Dunkelheit und Unwissenheit zum Vorschein gekommen, in welchen weder Fleiß noch Neugierde sich zeigte, die Wahrheit auszuforschen, keine Kunst, dieselbe zu beschreiben. Da aber diese Historien, welche theils wahre, theils falsche Begebenheiten enthalten, von jenen barbarischen Völkern wohl aufgenommen wurden; so hat man hierauf endlich ganz untergeschobne Historien bekannt gemacht, welches in der That Romane sind. Und diese Meynung ist sehr ausgebreitet, daß man zuerst den Historien, hernach den Erdichtungen, den Namen der Romane beygelegt hat. Daher deutlich erhellet, daß die einen von den andern ihren Ursprung haben. Man nennte die Jahrbücher, sagt Pigna, nach der gewöhnlichen Meynung, bey den Franken Romane, und daher belegte man die Geschichte der Kriege mit diesen Namen. Hernach aber, als einige von der Wahrheit abwichen, und ausschweifend Fabeln erdichteten, so nennten sie ihre Schriften ebenfalls Romane. Strabo sagt, daß man den Historien der Perser, Meder und Syrer keinen Glauben beygemessen, weil ihre Schriftsteller, indem sie bemerkt, daß die Verfasser der Fabeln Achtung und Ruhm sich bey der Menge erworben, ebenfalls sich geschmeichelt, daß sie auf dem nämlichen Wege einen großen Ruhm erreichen würden, wenn sie das, was sie niemals gesehen,

sehen, niemals gehört, noch von wahrhaften Zeugen erhalten, in Gestalt der Historie aufschrieben, und nur allein dahin sich bestrebten, daß sie dem Leser gefielen, nicht aber ihn unterrichteten. Sie hofften, wie Herodian in der Vorrede seiner Geschichte vortrefflich bemerkt, daß der Leser sich nicht im geringsten beklagen würde, daß man ihn hintergangen, weil ihm der Verlust der Wahrheit hinlänglich durch die Anmuth und den Reiz der Erdichtung und des Vortrags ersetzt würde. So was Aehnliches ist bey uns, aber auf eine andere Art, geschehen. Bey den morgenländischen Völkern sind aus den Romanen die fabelhaften Geschichte entstanden; bey uns aber und allen nordischen Nationen haben aus den fabelhaften Geschichten, die Erdichtungen und Romane ihren Ursprung.

Die Troubadors der Provence, welche für die ersten und vorzüglichsten Urheber der Romane zu Ende des zehnten Jahrhunderts in Frankreich sind gehalten worden, haben mit ihren Erdichtungen so großen Beyfall gefunden, daß eine jede Provinz von Frankreich auch ihre Troubadors hatte. *) In dem eilften und folgenden Jahrhunderten ist eine sehr große Menge von Romanen sowohl in Prose, als in Versen geschrieben, von ihnen ausgebreitet worden, davon ein großer Theil bis auf unsere Zeiten gekommen ist. Aus der Anzahl waren die Romane vom Garin Loheran, vom Tristan, vom Lancellot vom See, von Andreas dem Franken, welcher für allzuheftiger Liebe gegen ein Mädchen, das er niemals gesehen, gestorben ist, vom Bertan, vom heiligen Greal, vom Merlin, Artur, Percevall, Percevoreſt, und der meisten von den hundert und sieben und zwanzig Dichtern, welche vor dem vierzehnten Jahrhunderte gelebt haben, die Fauchet kritisirt hat, und auch von den Provenzalen, deren Leben Johann Nostradam beschrieben. Ich will hier nicht mich unterfangen, ein

*) Man lese von diesen Troubadors die neuen kritischen Briefe, Zürch 1749. wo sie im 13 und 14 Briefe, S. 78 u. ff. mit den schwäbischen Dichtern verglichen werden.

ein Verzeichniß von allen diesen zu ertheilen; noch untersuchen, ob Amadis de Gaules aus Spanien, Flandern, oder Frankreich seinen Ursprung habe: ferner ob Tiel Eulenspiegel aus der deutschen Sprache übersetzt sey, und in welcher Sprache zuerst der Roman von den sieben Weisen Roms, oder vom Dolopathus geschrieben worden; ich will mich in keine gelehrte Untersuchung einlassen, ob er aus den Parabeln des Sandali, eines Indianers, welche hebräisch gedruckt, ins Arabische und Syrische übersetzt sey, und aus dem Syrischen ins Griechische, wie der Titel der griechischen Handschrift meldet, welche ich gesehen habe, in welcher die Begebenheiten dem Syntipas, einem persischen Prinzen, und die Verfertigung des Werks einem Christen, mit Namen Moses, zugeschrieben wird. Ich will nicht untersuchen, ob eben dieser Roman, die Materie zu dem italienischen Buche, welches den Titel Erast führet, und zu vielen Erzählungen des Bocazzo Gelegenheit gegeben hat, wie Fauchet angemerket; und ob eben derselbe ins Lateinische von dem Johann, einem Mönche, übersetzt worden, davon einige alte Handschriften noch bis itzt übrig sind: und ob hernach diese lateinische Uebersetzung vom Herbert, einem Geistlichen um das Ende des zwölften Jahrhunderts, in französische Verse, und vor fast dreyhundert Jahren ins Deutsche, und vor hundert Jahren aus dem Deutschen ins Lateinische von einem Gelehrten übersetzt worden, der, weil er nicht wußte, daß diese deutsche Uebersetzung aus der lateinischen gemacht war, die Namen des Romans verändert hat. Es wird mir genug seyn, wenn ich sage, daß alle diese Werke, welche eine Frucht der Unwissenheit waren, die unterscheidenden Merkmale ihres Ursprungs an sich haben, da sie nichts anders, als eine rohe und unpolirte Masse von zusammengehäuften Erdichtungen gewesen, die weit von dem hohen Grade der Kunst und Zierlichkeit, zu welchem die Franzosen vor kurzem die Romane erhoben, entfernt sind. Und es könnte in der That wunderbar scheinen, daß, da wir Franzosen den Vorrang in der epischen Poesie und Historie andern Völkern überlassen, vor allen andern die

erste

erste Stelle in dieser Art von Schriften behaupten, so daß ihre besten Romane kaum unsern mittelmäßigen gleich kommen. Man muß dieses, nach meiner Meynung, der Artigkeit und den feinen Sitten zuschreiben, deren sich unsere Nation bedienet, um dadurch die Gunst des Frauenzimmers sich zu erwerben; davon dieses, wo ich nicht irre, der Grund seyn wird, weil bey uns der Umgang der Mannspersonen mit dem Frauenzimmer viel freyer ist. In Italien und Spanien leben die Frauenspersonen eingesperrt, und sind von dem gesellschaftlichen Umgange durch so viel Schlösser abgesondert, daß man sie sehr selten zu sehen bekömmt, und fast niemals sprechen kann. Daß also bey der Seltenheit einer günstigen Gelegenheit, mit ihnen zu sprechen, diese sinnreiche Kunst, sie einzunehmen, und durch einschmeichelnde Worte ihnen zu schmeicheln, ganz vernachläßigt worden. Man legt sich nur darauf, die Hindernisse zu übersteigen, welche den Zugang zu ihnen verschließen; wenn man einmal dieses erreicht hat, so bedienet man sich der glücklichen Gelegenheit, und setzt alles andere bey Seite. Aber da bey uns die Frauenspersonen die größte Freyheit genießen, und ihre Keuschheit durch nichts anders, als durch ihre eigne Tugend und Stärke des Geistes, behaupten; so haben sie sich gleichsam eine Schutzwehre dadurch bereitet, die sicherer und zuverläßiger, als alle Schlüssel, als alle Gegitter, und als alle Wachsamkeit der alten Matronen ist. Die Mannspersonen haben sich also genöthigt gesehen, diese Festung regelmäßig anzugreifen, und so viel Sorgfalt und Fleiß, dieselbe zu erobern, angewendet, daß sie eine ihnen ganz eigene Kunst erfunden, welche andern Völkern fast unbekannt ist. Nämlich es ist jene Kunst, welche die französische Romane von den übrigen so unterscheidet, und die Menschen so sanft zu deren Lesung anlocket, daß sie auch dasjenige, was viel nutzbarer für sie zu lesen wäre, ihnen aus den Händen gerissen hat. Die adlichen Frauenzimmer sind zuerst von diesen reizenden Schönheiten der Romane eingenommen worden. Sie haben daher sich ganz der Lesung derselben ergeben, und

die

die alte Mythologie und Historie verächtlich gehalten, so daß sie itzt nicht mehr verschiedene Schriften verstehen konnten, in welchen besondere Schönheiten aus der Fabellehre oder alten Geschichte angebracht waren. Und damit diese Unwissenheit ihnen nicht eine Schaam einjagte, zu deren Bemerkung sich so öfters Gelegenheit ereignete; so hielten sie es für leichter und bequemer für sich, dasjenige zu verwerfen, was sie nicht wußten, als es zu erlernen; sie erinnerten sich nicht an jene zwo erhabene Margarethen, und an so viele andere große Frauenzimmer, welche durch ihre Gelehrsamkeit eine unsterbliche Zierde Frankreichs und Italiens gewesen. Die Mannspersonen richteten sich nach ihrem Beyspiel, um dem Frauenzimmer zu gefallen, was diese verachteten, verwarfen jene; und was zu den Zeiten des Malherbe ein vorzüglicher Theil des Feinen in der Lebensart war, das nennte man eine pedantische Beschäfftigung. Die Dichter und andere französische Schriftsteller, welche kurz hierauf lebten, sahen sich gezwungen, sich diesem Urtheile zu unterwerfen, und da die meisten bemerkten, daß die Kenntniß des Alterthums ihnen unnütze sey; so hörten sie auf, diese Art der Gelehrsamkeit zu treiben; indem sie nicht mehr sich unterstanden, dieselbe anzubringen. Also entsprang aus einer guten Quelle die schlimmste Wirkung, und die reizende Schönheit unsrer Romane brachte eine Verachtung der nützlichen Wissenschaften hervor: und wie aus der Unwissenheit die Romane entstanden waren; so entstand aus diesen wiederum die Unwissenheit.

Was von dem Nutzen der Romane zu halten.

Allein ich will deswegen keinem abrathen, daß er sich von dem Lesen der Romane ganz enthalten solle, wenn nur der Misbrauch verhütet wird: denn die besten Sachen haben nicht selten schlimme Wirkungen. Es kann auch aus den Romanen noch etwas ärgeres, als selbst die Unwissenheit, entstehen. Es ist mir nicht unbekannt, was man denselben

selben Schuld giebt; man sagt: die Frömmigkeit wird dadurch aus der Seele verdrängt, die Romane reizen das Gemüthe zur Wollust, die Sitten werden dadurch verschlimmert. Man muß zugestehen, daß dieses alles geschehen kann, ja daß es auch manchmal wirklich geschiehet. Aber was ist wohl für eine Sache zu finden, die ein verderbtes Herz nicht misbrauchen könnte? Schwache Seelen bereiten sich selbst aus allem Gift. Man muß ihnen also auch verbieten, die Historie, welche mit so vielen verderblichen Beyspielen angefüllt ist, zu lesen: ingleichen die Mythologie, aus welcher an den Göttern selbst so viel große Beyspiele zu sündigen können genommen werden. Eine marmorne Bildsäule, die von den Heiden gottesdienstlich verehret wurde, war die Ursache von der schändlichen Liebe und Verzweifelung eines Jünglings. Chärea Terentianus bestärket sich in einem frevelhaften Vorsatze, durch Anblickung eines Gemäldes des Jupiter, welches vielleicht alle andere Zuschauer zur Verehrung reizte. Bey den alten Griechen und Franken hat man wenig in den Romanen auf die Anständigkeit gesehen. Dieses war ein Fehler der Zeit, in welcher sie sind verfertigt worden; welches auch von den Italienern nicht allzugewissenhaft ist beobachtet worden: und ich kann nicht begreifen, wie Tasso und Guarini, da sie doch Männer von einem feinen Genie waren, nicht das abscheulich Schändliche der Unflätereyen und zweydeutigen Worte bemerkt, womit sie das Glänzende ihrer Schäferspiele befleckt haben. Selbst die Astrâa, und einige noch neuere Romane, sind in dieser Art des Schmutzigen sehr ausschweifend. Aber die Romane, welche zu unsern Zeiten verfertigt worden, ich verstehe darunter die besten, sind von diesem Fehler so entfernt, daß nicht ein einziges Wort in denselben, nicht eine einzige Redensart vorkömmt, welche keusche Ohren verletzen sollte, nicht eine einzige Handlung, welche auch nur im mindesten die Schamhaftigkeit beleidigen könnte. In diesen entdeckt man jenen doppelten Nutzen, welcher nach der Meynung des Photius der vornehmste Vortheil ist, der aus dem Lesen der Romane entspringt; daß nämlich auf ein

ausschweifendes und lasterhaftes Leben, nach langen und eingebildeten Triumphen, allezeit die Schande und Unglückseligkeit erfolge; die Rechtschaffenheit und Tugend aber, nachdem sie lange von den größten Beschwerlichkeiten und Unglücksfällen unterdrückt worden, endlich als Siegerinn mit größerm Ruhme erhoben würde. Derjenige, welcher ein zum sündigen fertiges Gemüth hat, wird durch übel verstandene und übel angewandte Exempel bestärkt; er betrachtet diese als angenehme Anreizungen zum Verbrechen; er sieht nicht auf den Ausgang einer schädlichen Liebe; der Ursprung und Fortgang scheint ihm eine seiner Nachahmung würdige Geschichte zu seyn, und er hält die darauf folgende Schande für ein bloßes Märchen. Nicht in dem Werke, sondern in dem verderbten Herzen des Lesers, liegt der Ursprung dieses Lasters versteckt. Wenn jemand sagen wollte, daß die Liebe in dergleichen Schriften auf eine so feine und zärtliche Art vorgetragen werde, daß die Reizungen dieses verderblichen Affects leicht in die Gemüther junger Leute sich einschleichen; so werde ich antworten: es sey nicht allein mit keiner Gefahr verbunden, sondern einigermaßen nothwendig, daß Jünglinge, die sich den Staatsgeschäfften widmen wollen, wissen, was die Liebe ist, damit sie ihre Ohren vor der lasterhaften Liebe verstopfen, sich aus ihren betrüglichen Netzen herauswickeln, und in derjenigen Liebe, deren Zweck rechtmäßig und tugendhaft ist, mit Klugheit aufführen können; welches von solcher unzweifelhaften Richtigkeit ist, und durch die Erfahrung selbst bestätigt wird, daß diejenigen, welche die Liebe gar nicht kennen, viel leichter derselben unterliegen, und daß einfältige Mädchen sehr leicht in ihre Netze verstrickt werden. Man füge noch hinzu, daß nichts geschickter, und den Rost eines Jünglings, der erst die Schule verlassen, abzuwischen vortheilhafter ist, daß nichts besseres kann gefunden werden, ihn vollkommen auszubilden und in der Artigkeit zu unterrichten, als das Lesen der Romane. Diese sind gleichsam die stummen Lehrer, die auf die Professoren folgen, welche die rohen Gemüther auf eine zum Lehren und Ueberreden weit geschicktere

Art

Art in der Kunst wohl zu reden und zu leben unterweisen, und welche den Schulstaub, darnach sie noch riechen, ganz von ihnen abschütteln. Ich rede hier nur von denen, die in einem solchen Verhältniß stehen, daß sie in Zukunft mit Leuten von erhabnem Stande umgehen und leben müssen, und deren Pflicht es ist, sich mit der größten Sorgfalt zu bestreben, daß sie nicht andern lächerlich werden; welches sehr oft geschehen würde, wenn sie sich nicht in verliebten Gesprächen geübt hätten. Denn was die anbetrifft, welche zu einer niedrigen, und von der großen Welt entfernten Lebensart bestimmt sind; so verschafft ihnen die Kenntniß der Liebe und ihrer Künste gar keinen Nutzen. Horaz sagt: daß durch das Lesen der Iliade des Homer den Gemüthern der Jünglinge weit vollkommner und besser eingedrückt würde, was schön, was häßlich, was nützlich und schädlich sey; als durch alle Lehren des Krantor und Chrysippus, und der übrigen gelehrtesten Philosophen. Wenn man sich nicht unterstehen wollte, eben dieses von den Romanen zu behaupten; so könnte man ihnen doch wenigstens das zueignen, was Plutarch von der Dichtkunst sagt: daß nämlich die philosophischen Lehren, wenn sie in ihre reizende Schönheiten eingekleidet sind, einen leichtern Zugang in die Gemüther junger Leute finden, als wenn sie ihnen mit der gewöhnlichen rauhen Strenge starr aufgedrungen werden. Daher haben die meisten Philosophen, zur Befestigung ihrer Lehrsätze, sich der Fabeln bedienet, und den Nutzen dieser bezaubernden Künste, welche uns zu unserm Vortheil hintergehen, ausnehmend erhoben; so daß Sallustius, der cynische Philosoph, geurtheilt, man müsse ihnen was Göttliches zueignen: nicht allein aus der Ursache, sagt er, weil sie den Dichtern eigen sind, welche von einem göttlichen Feuer angeflammt werden, und den Philosophen, welche die Götter erleuchten, und den Stiftern der heiligen Gebräuche des Gottesdienstes, und den Göttern selbst, da sie ihre Aussprüche ertheilen; sondern auch deswegen, gleichwie die Götter alle Menschen der sinnlichen Güter, die Weisen aber derjenigen, die nicht in die Sinne fallen, theilhaftig machen:

also dienen die Fabeln allen zum Beweise, daß Götter sind; den Weisen aber allein zeigen sie die eigentliche Beschaffenheit ihres Wesens. Selbst die Welt, welche von den Göttern regiert wird, ist eine Fabel; denn in derselben sieht man die Körper, die Seelen aber sind unsichtbar. Eben dieser Philosoph setzt noch hinzu, daß, je ungereimter die Fabeln zu seyn scheinen, je mehr müsse ein jeder mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß sehr große Geheimnisse darinn verborgen liegen; und daß er deswegen sehr viel Mühe darauf wenden müsse, dieselben vollkommen einzusehen. Die Aerzte, welche ebenfalls unter die Zahl der Philosophen zu rechnen sind, da sie sich mit der Physik, in welcher ehemals die ganze alte Philosophie bestand, beschäfftigen, haben zu ihren Arzneyen auch die Fabeln als ein Genesungsmittel genommen; weil durch das Vergnügen, welches sie in die Seele gießen, der Körper des Kranken zu seiner vorigen Gesundheit gelangte. Ein gewisser sehr großer und berühmter Arzt unter den Alten, hat einigen von seinen Kranken, entweder aus diesem Grunde, oder durch die Erfahrung überzeugt, im Ernste anbefohlen, dieselben zu lesen. Selbst die Politik, welche ein Theil der Philosophie ist, hat den Fabeln, da sie von der Dichtkunst noch nicht ausgebildet worden, den wahren Werth zu bestimmen gewußt; denn sie wurden von den Gesetzgebern, wie Strabo schreibet, viel eher, als von den Dichtern, gebraucht, so wohl wegen ihres Nutzens, als auch wegen der Art der Menschen, in welchen die Begierde, etwas Neues zu lernen und einzusehen, gleich von der Kindheit an, wegen der natürlichen Neigung zu den Fabeln, sich äußert. Wenn noch mit dem Neuen das Wunderbare verbunden wird, so vermehre dieses das Vergnügen, welche eine große Reizung zum Lernen ist. Es wäre also sehr schicklich und rathsam, sich dieser lockenden Reizungen zu bedienen, und gleichsam den Rand des Bechers mit diesem Honig zu bestreichen, damit die Menschen desto williger die bittere Arzney der Lehren, dadurch sie von den schädlichen Feuchtigkeiten gereinigt werden, austrinken. Der würde wohl allzuviel den Romanen zugestehen,

stehen, welcher behauptete, daß der Gebrauch derselben, durch öffentliche Gesetze der Obrigkeit sollte anbefohlen werden, und das forderte, was Plato in Absicht der Fabeln that, welcher anbefahl, daß sie die Mütter und Ammen lernen sollten, damit sie dieselben ihren Kindern vorsingen könnten; daß sie ihnen eher das Falsche, als das Wahre lehrten, und durch diese zu dem Endzweck abgefaßte Erdichtungen, ihre zarten Gemüther besser, als ihre Körper, bildeten und verschönerten. Alsdann sollte auf die Unterweisung der Mütter der Unterricht der Lehrer folgen, in welchem den Jünglingen eine gewisse Zeit lang die Mythologie, d. i. die zusammenhangende Kenntniß der Fabeln, vorgetragen würde. Auch der würde den Romanen zu viel zuschreiben, welcher verlangte, daß sie öffentlich in den Schulen gelesen werden sollten, so wie gegenwärtig die Gedichte der Alten gelesen werden, die, ob sie gleich voll von gottlosen, der Heiligkeit unsrer Religion, und zuweilen der Anständigkeit der Sitten zuwiderlaufenden Lehren und Beyspielen sind, dem ohnerachtet ohne Gefahr, und nicht ohne sichern und gewissen Nutzen, in den Händen sehr junger Leute sich befinden. Aber von dem wird man doch nicht glauben, daß er den Romanen zu viel zugestehe, der forderte, daß die Obrigkeit diejenigen nicht verbiete, welche zu Vorschriften der Sittsamkeit und Tugend dienen, und daß sie diese Schriften auf eben die Art ansehe, als die Komödien und Bälle, von denen ein großer und heiliger Bischof unsrer Zeit, in seinen Vorschriften der Frömmigkeit, die er öffentlich bekannt gemacht hat, saget, daß sie ein ihrer Natur nach gleichgültiges Vergnügen wären; daß sie gut oder böse wären, nachdem einer dieselben wohl gebrauchte oder misbrauchte. Wenn also dieser gottselige Bischof von den Gesellschaften so geurtheilt, in welchen öffentliche Liebesbegebenheiten vorfallen; wo die Augen und Ohren, welches die Thüren der Seele sind, den eitelsten Dingen in der Welt offen stehen; wo der wechselseitige Anblick das Gemüth in so große Gefahr verleiten kann; so kann ich mir in der That nicht vorstellen, daß eben derselbe von den Romanen ein nachtheiliges Urtheil fällen

würde, durch welche die Keuschheit und Anständigkeit befördert wird, da von denselben nur das Vermögen der Seele, welches sich Bilder von den Gegenständen vorstellt, in Wirksamkeit gesetzt wird; oder wenn auch ein schwaches Gemüth durch Lesung derselben sollte gereizt werden, so wird es doch nur zu einer leeren und bloß eingebildeten Liebe gereizt. Daher wollte ich am liebsten dem Plato beypflichten, welcher den Vorschlag thut, daß gewisse Richter gesetzt werden sollten, nach deren Urtheil das Gute von dem Bösen abgesondert würde.

IX.

Tithon, oder der Ueberdruß *).

Man erzählt von dem Tithon ein sehr artig Geschichtgen, nämlich daß ihn Aurora sehr heftig geliebt, und, um seinen vertrauten Umgang beständig zu genießen, von dem Jupiter gebeten habe, er möchte dem Tithon verleihen, daß er niemals sterben könnte; allein aus einer weiblichen Unbedachtsamkeit vergaß sie den Umstand ihrer Bitte beyzufügen, daß ihm das Alter nicht zur Last würde. Jupiter erfüllte ihre Bitte, er befreyete ihn von der Nothwendigkeit zu sterben; allein es erfolgte ein besonderes und beklagenswürdiges Alter, so wie es denjenigen trifft, der nicht sterben kann, bey dem die Beschwerlichkeit der Jahre beständig zunimmt. Dieses harte Schicksal rührte den Jupiter so sehr, daß er sich über ihn erbarmte, und ihn in eine Grasemücke verwandelte. Diese Fabel ist eine sinnreiche Beschreibung und lebhaftes Gemählde von der Wollust, welche Anfangs, gleichsam zur Zeit der Morgenröthe, (Aurora) so angenehm ist, daß die Menschen wünschen, diese Freude möchte beständig dauerhaft und von ihnen unzertrennlich seyn, ohne daß sie an die Sättigung und den Ueberdruß derselben denken, welcher sie in

*) Aus des Kanzler Bacons Sapientia Veterum.

in der Zukunft, gleich dem beschwerlichen Alter, wider ihr Vermuthen überfällt; so daß dergleichen zuletzt gewöhnlich, da sie von den wollüstigen Handlungen verlassen werden, die sinnliche Begierde aber und der Affect bey ihnen nicht erstirbt, sich an den Reden und Erzählungen von solchen Dingen, welche ihnen in ihrem blühenden Alter sinnliches Vergnügen verschafft haben, ergötzen. Welches man bey den Wollüstigen, und bey Personen, die Kriegsdienste gethan, findet; da jene ihre unzüchtigen Reden, diese ihre großen Thaten öfters hererzählen, nach Art der Grasemücken, deren Lebhaftigkeit und Stärke bloß in der Stimme besteht.

X.

Endymion, oder der Liebling *).

Luna soll, wie man erzählt, den Hirten Endymion sehr geliebt haben. Die Art des Umgangs aber war ganz neu und sonderbar; denn er lag in einer von der Natur gebildeten Höhle, unten an den Latmischen Felsen: Luna aber stieg sehr öfters vom Himmel herunter, küßte den Schlafenden, und begab sich alsdann wieder in den Himmel. Doch aber gereichte ihm diese Unthätigkeit, dieser Schlaf, nicht zum Nachtheil seiner äußern Umstände. Denn Luna besorgte unterdessen, daß sein Vieh sehr fett wurde, und sich ausnehmend vermehrte, so daß kein Hirte eine so schöne und zahlreiche Heerde hatte. Diese Fabel scheint ein Bild der Denkungsart und der Sitten der Prinzen zu seyn. Denn da sie voll von Gedanken, und zum Argwohn geneigt sind; so erwählen sie nicht leicht zu ihrem vertrauten Umgange Leute, welche viel Scharfsinnigkeit und eine herrschende Neigung, sich in viele Dinge zu mischen, besitzen, welche wachsam sind, oder niemals schlafen: sondern vielmehr solche, die ein ruhiges und folgsames Genie haben, und das gerne zugeben, was

*) Aus dem Bacon übersetzt.

dem Prinzen beliebt, und nichts weiter untersuchen, sondern sich als unerfahren, die nichts denken, und gleichsam eingeschlafen zeigen; die endlich mehr einen einfältigen Gehorsam, als eine verschlagene Beobachtung der Befehle, leisten. Denn mit dergleichen Personen sind Prinzen, wenn sie von ihrem Throne, gleichsam wie der Mond von einer höhern Sphäre, heruntergestiegen, und ihren Charakter, welchen beständig zu behalten ihnen eine Last seyn würde, abgelegt, mit Vergnügen gewöhnlich vertraut umgegangen; sie hielten sich auch versichert, daß sie dieses ohne Gefahr thun konnten. Dieses hat man von dem Kaiser Tiberius, einem Prinzen, mit dem unter allen am wenigsten auszukommen war, besonders angemerkt, bey welchem nur diejenigen allein beliebt waren, welche eine vollkommne Kenntniß seiner Sitten besaßen, aber sich in ihrem Betragen beständig als dumm stellten. Eben die Gewohnheit hatte Ludwig XI, König in Frankreich, der vorsichtigste und verschlagenste Prinz. Der Umstand in der erdichteten Erzählung von der Grotte des Endymions, ist von besonderer Schönheit, weil fast gewöhnlich diejenigen, welche bey Prinzen in solcher Gnade stehen, einige angenehme Palläste oder Gärten haben, wohin sie dieselben zur Muße und Erholung ihres Geistes, ohne Schaden davon zu haben, einladen. Lieblinge aber von der Art, machen allezeit ihr Glück. Denn ob gleich die Prinzen sie vielleicht nicht zu hohen Ehrenstellen erheben; so ertheilen sie ihnen doch gewöhnlich, da sie dieselben aus einer wahren Neigung, und nicht bloß wegen des Nutzens lieben, prächtige Geschenke.

XI.

Einleitung zu der Kunst, groß zu werden.

Ein jeder Gelehrter, von dem niedrigsten Grammatiker bis zu dem höchsten Polyhistor, hat sich einmal in dem Zeitpunkte befunden, da er diese wichtige Kunst entweder aus-

ausüben zu können sich gewünscht, oder wirklich ausgeübet hat. Man könnte sie in einem kleinen System, mit Definitionen und Demonstrationen gefesselt, vortragen; allein die Zeiten haben sich geändert. Die Deutschen sind durch die öftere Anwendung des Grundsatzes des Widerspruchs, und des zureichenden Grundes, so gesättiget, daß sie ein kleiner Ekel überfällt, wenn sie itzt dergleichen zu lesen bekommen. Unsere Absicht dabey ist so allgemein, daß wir auch für die schreiben, welche die Philosophie als eine Wissenschaft ansehen, die einem Gelehrten ziemlich entbehrlich ist; für die, zu denen ihr Vater, da sie kaum aufgehört hatten zu stammlen, sagte: Kind, nur keine Philosophie — Die Possen helfen einem Gelehrten gar nichts, sie machen nur dumm. Wenn du ein Philosoph werden willst, gleich — enterbe ich dich. Der Sohn lächelt, und schwört, gleich dem jungen Hannibal, ein ewiger Feind der Philosophie zu seyn. Für solche gehorsame Kinder schreibe ich. Ich schmeichle mir, daß sie mich in vielen Stellen besser verstehen werden, als diejenigen, welche ein ganzes philosophisches Compendium auswendig gelernt haben. Ich bin itzt selbst auf die Philosophie böse; sie macht, daß man für die meisten Menschen entweder zu viel oder zu wenig weiß, und doch ist die Mittelstraße immer die beste. Wenn man gar sich einfallen läßt, ein Schriftsteller zu werden, so wird man seinen Lesern nur mit häufig citirten Paragraphen beschwerlich. Ich muß es zu meiner Schande bekennen, daß, da ich anfieng, gelehrt zu denken, meine ganze Wissenschaft aus Paragraphen bestand. Nun habe ich so ziemlich meinen Verstand davon gereinigt. Es ist doch allezeit besser, wenn man natürlich denkt. Und ich wollte wohl den strengen Philosophen sehen, der im Stande wäre, mir in der ganzen Natur einen Paragraphen zu zeigen. Ich weis gewiß, es wird ihm unmöglich seyn.

Nun habe ich meine Leser von der Methode unterrichtet, die ich für die beste für einen Schriftsteller halte, der ein Lehrer des ganzen menschlichen Geschlechts seyn will. Ich

sehe voraus, daß sie mich aus Neugierde noch fragen werden, woher ich so viel Erfahrungen habe, die einem Schriftsteller von der Art unentbehrlich sind. Ich halte mich verpflichtet, ihnen aufrichtig zu gestehen, daß diese Anmerkungen eine Frucht meiner Reisen sind. Mein Vater hatte mich schon, da ich noch meine Hände manchmal aus den beschwerlichen Banden herausarbeitete, worinn die Kinder den ersten Auftritt ihrer Sclaverey fühlen, zu einem großen Manne bestimmt. Als ich heranwuchs, nennte man mich einen hoffnungsvollen Knaben. Ich erzählte öfters meiner Mutter artige Histörchen, wenn die andern Kinder bereits träumten, oder vom Alp gedrückt wurden. Als sie merkte, daß wir uns in Geschichtgen erschöpft hatten; so wurde dahin gesehen, daß mir mehr Materie zu Erzählungen aufzutreiben, Gelegenheit verschafft wurde. Sie vermochte also meinen Vater dahin, daß er mir, eine weitläuftige Reise zu thun, bewilligte. Mit einem rührenden Vergnügen sahe ich schon den großen Begebenheiten entgegen, davon ich ein Augenzeuge seyn würde. Beständig war der wichtige Gedanke von meiner künftigen Größe in der Seele gegenwärtig. Ich bemühte mich, an jedem Orte die Mittel auszuspähen, dadurch andere auf eine hohe Stufe des Ansehens sich geschwungen hatten. Im Vertrauen muß ich ihnen gestehen, daß ich in den kleinen Städten allezeit den Grund zu der Einsicht der wirksamsten und beträchtlichsten Mittel gelegt habe; wenn ich alsdann in die nächste große Stadt kam, so konnte ich meine Kenntniß vermehren, ohne Gefahr, in einen Irrthum zu gerathen. Hier sahe ich nur das mit einigen kleinen Verzierungen und versteckten Maschinen unternehmen, was mir in einer kleinen Stadt offenbar in die Augen fiel. Meine Leser können leicht muthmaßen, daß ich mich beständig in den kleinen Städten eine ziemliche Zeit aufgehalten habe, ehe ich in eine Hauptstadt mich begab. In diesen verschiedenen Ländern, welche ich mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit durchreiset, habe ich eine vollständige Sammlung von den Mitteln, groß zu werden, aufgetrieben. Ich

versichere

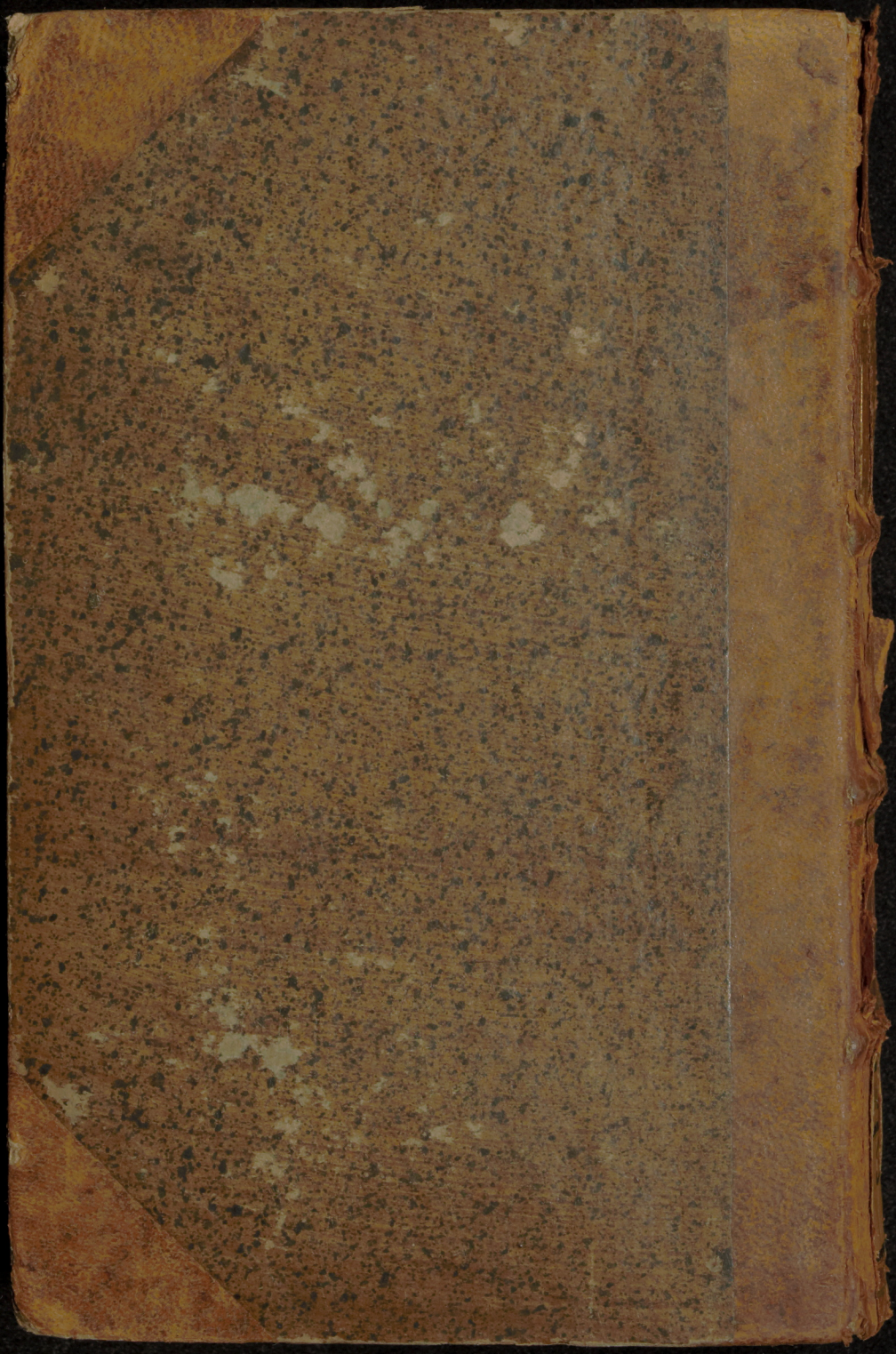
versichere einen jeden von meinen Landsleuten, daß ich bey meiner Rückkunft nicht ein einziges Mittel in meiner Vaterstadt entdeckt habe, welches mir vorher nicht bereits bekannt gewesen wäre.

Ich bedaure, daß ich in diesem Werke meine Belesenheit nicht habe anbringen können. Wenn es mir möglich gewesen wäre, ich hätte es gewiß gethan. Ich kann citiren wie ein Salmasius. Ehestens werde ich meine ganze Stärke in der Kunst zu citiren, in einer andern Schrift zeigen; denn ich bin gesonnen, nicht eher aufzuhören zu schreiben, als bis mir der Tod die Feder aus der Hand reißt. Vor meinem Ende hoffe ich noch meine Werke in einer beträchtlichen Anzahl von Bänden, unter dem Titel: Gesammlete Schriften, von dem Enkel des Verfassers besorgt, zusammengedruckt zu sehen.

In den Schriften unserer Vorfahren wird man vergebens Mittel, berühmt zu werden, aufsuchen: sie waren hierinn sehr arm. Sie haben diesen Umstand des menschlichen Lebens, welcher doch der wichtigste ist, ganz ununtersucht gelassen. Sie erwählten fast allezeit den geraden Weg. Und ihr einziges Mittel, dessen sie sich bedienten, war eine ansehnliche Sammlung von Collectaneen. Man konnte, wenn man in die Bibliothek unsrer Großväter trat, den Augenblick die Größe des Gelehrten aus der Dicke und der zahlreichen Menge von Collectaneis schließen. Ein Verfasser und Besitzer von hundert geschriebenen Bänden von Miscellaneis, das war schon ein vir incomparabilis ad miraculum usque doctus. Das waren doch noch gelehrte Bienen, welche aus den alten Römern und Griechen, denn die andern Völker waren alle Barbaren, ihre Gelehrsamkeit zusammentrugen. Itzt giebt es sehr wenige, die diesen nur ähnlich kommen, und im kurzen werden dergleichen Gelehrte gar ausgestorben seyn, im kurzen werden sie als eine gelehrte Seltenheit betrachtet werden. Die Neuern wollen itzt alles nur aus ihrer Seele herausholen. Allein die meisten von diesen gelehrten Spinnen, verzehren sich öfters in wenigen Monaten.

ten. Sie schreiben sich schon bey der zwoten Abhandlung aus. Mir wird es selbst sehr schwer werden, diese Schwachheit nicht zu begehen. In meinen jüngern Jahren habe ich eine Person gekannt, und dieß war die einzige, die mir noch vorgekommen, welche die Methode der Alten, groß zu werden, sehr hoch schätzte, und dennoch nicht angewendet hatte. Es war ein alter Schulrector in einem kleinen Städtchen. Dieser hat mir öfters mit einer traurigen Mine, in einem kläglichen Tone versichert, er bedaure es nun in seinem hohen Alter, daß er den Ermahnungen seines nun im Grabe sanft ruhenden Lehrers nicht nachgelebt, welcher alle Tage seinen Schülern zugerufen: Ihr Kinder, schreibt Collectanea, wenn ihr einmal was werden wollt; alle große Gelehrte haben es so gemacht. Nehmt ein Exempel an der Zierde unserer Stadt, dem Herrn Superintendenten; an unserm fast in der ganzen Welt berühmten Kreisphysikus. — Diese grossen Männer haben dieses vortreffliche Mittel gebraucht. Der unvergleichliche H. — den auch die Ausländer bewundern, hatte die Feder immer in der Hand, daß man ihm sogar seine gründliche Gelehrsamkeit an seinen krummen Fingern ansehen konnte: und ich selbst würde auf dieser Katheder verstummen müssen, wenn ich mir nicht in meinen jüngern Jahren einen gelehrten Vorrath gesammlet hätte. — Ja, wenn man jung ist, sagte mein Rector, da fehlt einem die Einsicht in die Zukunft. Wenn ich gewußt hätte, daß der Himmel mir mein Leben so lange fristen würde, ich hätte gewiß zum wenigsten funfzig Bände vollgeschrieben. Itzt bereue ich es zu spät. Einem alten Gelehrten sind die Collectaneen, glauben sie mir es bey meiner Seele, der einzige und größte Schatz seiner Gelehrsamkeit, und die wahre Stütze seiner sonst sinkenden Größe!

Ende des zweyten Stückes.



Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn1026173248/phys_0184
DFG

eiten, vermöge der Witterung, einen
unsern Körper äußern, der Körper
se harmonische Veränderung den En-
ele erregen kann, so werden diese eben-
gen der Begeisterung betrachtet wer-
rühling wird für den schönen Geist,
muntern und sanften Empfindungen
rbst und Winter, dem, welcher vor-
bene Empfindungen und Einbildungen

Man findet in Miltons Leben, wel-
perfertiget, einen merkwürdigen Um-
ret. Miltons poetische Ader floß nur
bis zur Frühlings-Nachtgleiche voll-
s er in den andern Jahreszeiten unter-
als hinlänglich Genüge.

erachtung und die schlechten Umstände
t auf den Unterhalt, eine kleine Seele
igen vermögend sind, so werden sie
Genie Veranlassungen zu seiner Erhe-
e, folglich zur Begeisterung Gelegen-
s und vieler andern Beyspiel bestätigt
dieses verursachen die mittelmäßigen
sters, als die beglückten.

die Muße, da der schöne Geist frey von
bestimmten Beschäfftigungen des Le-
iche Veranlassungen der Begeisterung.
m Zwange unterworfen ist, als dieser
urch diese äußere Freyheit leicht kön-
. Diese Muße hat einen sehr großen
nmten Charakter einer ganzen Nation,
nen Wissenschaften. Sie ist die Quelle,
berfluß schöner Werke bey der einen,
der andern Nation herleiten muß.
der Griechen und Römer waren nicht
on beschwerlichen Beschäfftigungen ein-
n freyer athmen, als die meisten bey